

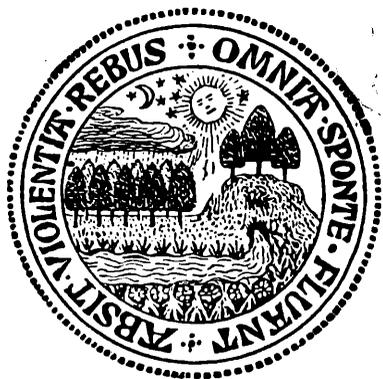
MONATSSCHRIFTEN DER
COMENIUS-GESELLSCHAFT
XXVI. BAND · ◊ · ◊ · ◊ · ◊ · HEFT 5

Monatshefte
für
Kultur und Geistesleben

1917

Mai

Heft 3



Herausgegeben von Ferd. Jak. Schmidt
Neue Folge der Monatshefte der C.G.
Der ganzen Reihe 26. Band.

VERLAG VON EUGEN DIEDERICHS, JENA 1917

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften
(jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistes-
leben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung
(jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

	Seite
Salinger, R., Dr., Hume und Rousseau	57
Neumann, Otto Philipp, Dr., Zweihundert Jahre Freimaurerei . . .	68
Kayser, R., Justus Möser über französische und germanische Freiheit	72
Ellissen, Adolf, Athenische Sonette	77
Streiflichter	81
<p>Das Reformationsjubiläum und die Aufhebung des Jesuitengesetzes. — Zweyer Guten Freunde vertrauter Brief-Wechsel vom Wesen der Seelen. — Die Pflege unserer Weltanschauung in der akademischen Jugend. — Prägung der berühmten Glockentaler des Herzogs August d. J. von Braunschweig. — Zentralstelle für Volkswohlfahrt.</p>	
Bericht über die Generalversammlung	84

==== Literatur-Berichte ====

(Beiblatt)

	Seite		Seite
Bergson, Henri, Materie und Gedächtnis	13*	Everling, Friedrich, Dr., Kaiserworte.	15*
Friedrich, Karl Josef, Das Buch der Gottesfreunde	13*	Kesseler, Kurt, Dr., Das Problem der Religion in der Gegenwartsphilosophie	15*
Deußen, Paul, Vedānta, Platon und Kant	13*	Prlebe, Hermann, Gedenke, daß Du ein Deutscher bist.	15*
Hunzinger, A. W., Professor D. Dr., Hauptfragen der Lebensgestaltung	14*	Sapper, Karl, Der Werdegang des Protestantismus in vier Jahrhunderten	16*
Scheffer, Theodor, Dr., Heimat und Arbeit	14*		
Lohrlich, Herm., Dr., Im Siegesturm von Lüttich an die Marne	15*		

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grünwald Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN



SCHRIFTFLEITUNG: HOHENZOLLERNDAMM 55
FERD. JAK. SCHMIDT BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICH'S IN JENA

N. F. Band 9

Mai 1917

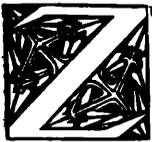
Heft 3

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, Juli und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. Einzelne Hefte M. 2,50. Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

HUME UND ROUSSEAU

Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts

Von Dr. R. Salinger



u Anfang des Jahres 1763 hatte David Hume in der stillen Landeinsamkeit seines Gutes Ninewells sein großes englisches Geschichtswerk vollendet. Ähnlich wie fünfzehn Jahre zuvor, machte sich bei ihm das Bedürfnis fühlbar, nach anstrengender wissenschaftlicher und schriftstellerischer Tätigkeit wieder einige Zeit in der großen Welt zu leben, und, wie damals, bot ihm vorübergehende Verwendung im diplomatischen Dienste Englands die Möglichkeit, diesen Wunsch zu befriedigen. Der zum britischen Gesandten in Paris ernannte Marquis von Hertford forderte ihn auf, ihn als Gesandtschaftssekretär dorthin zu begleiten, und nach einigen nicht zum wenigsten durch die streng kirchliche Richtung Lord Hertfords veranlaßten Bedenken nahm Hume den Antrag an.

Der Ruf des Freidenkers und Philosophen vereinigte sich mit dem Ruhme des Geschichtsschreibers der Stuarts, um dem geistreichen Manne in der vornehmen Gesellschaft am Hofe Ludwigs XV. ebenso wie in den Kreisen der Pariser Gelehrtenwelt einen glänzenden Empfang zu sichern. Der Verfasser der „Untersuchungen über den menschlichen Verstand“ und der „Moralischen und politischen Essays“ war in Frankreich fast bekannter und berühmter als in seinem Heimatlande. Mehrere seiner Werke waren ins Französische übersetzt worden; mit Montesquieu und Helvetius hatte er Briefe gewechselt; Rousseau hatte seine Unterstützung angerufen, und die reizende Marquise v. Boufflers hatte ihn in eine Korrespondenz verwickelt, die von ihrer Seite mit ebensoviel aufrichtiger Bewunderung für sein Talent, wie von seiner mit dem Bestreben,

seine etwas bärenhafte Galanterie gegen die schöne Frau hinter kühler Sachlichkeit zu verstecken, geführt worden war.

In dem einzigartigen Gemisch von Geist, Wissen und Frivolität, von feiner Weltsitte und Liederlichkeit, das die damalige französische Gesellschaft darstellte, war eine neue Sensation immer aufs höchste willkommen, und es machte wenig aus, ob der Anlaß dazu ein auffallend häßlicher Philosoph oder ein auffallend schöner Pudel war. Die hohe Aristokratie gab dem gefeierten Gast zu Ehren glänzende Feste, die großen Damen vergötterten ihn und machten sich gegenseitig die Ehre streitig, mit dem „dicken David“ bei ihren Empfängen zu paradieren und sich in ihren Theaterlogen an seiner Seite zu zeigen. „In der Oper“, schreibt Lord Charlemont, „sah man oft sein breites nichtssagendes Gesicht zwischen den reizenden Lärvcchen zweier zierlicher Pariserinnen“. Diese Huldigungen der eleganten Damenwelt erwiesen sich allerdings auf die Dauer als ein Versuch mit untauglichen Mitteln: an dem unerschütterlichen Gleichmut, und dem durch nichts aus der Ruhe zu bringenden Phlegma des wortkargen Skeptikers und schottischen Hinterwäldlers glitten alle Listen der Koketterie und Verführungskunst der eroberungslustigen Pariserinnen wirkungslos ab. Um so lebhafter und dauernder waren die Sympathien, die er sich bei den führenden Geistern der französischen Aufklärung, vor allem bei den Mitarbeitern der Enzyklopädie erwarb. Zum Abbé Condillac, dem Erzieher des Enkels Ludwigs XV., zu Helvetius und Diderot, die alle drei trotz verschiedener Auffassungen im Einzelnen die Grundanschauungen seiner Philosophie teilten, bildeten sich anregende persönliche Beziehungen; besonders freundschaftlich aber gestaltete sich das Verhältnis zu d’Alembert, dem geistvollen, in Rechtswissenschaft und Medizin, in Mathematik und Philosophie gleich bewanderten Polyhistor. Es zeugt von der Herzlichkeit ihrer Zuneigung, daß Hume noch in seinem Testament d’Alemberts gedachte und dem geistesverwandten Franzosen die für damalige Begriffe nicht ganz geringfügige Summe von 200 Pfund Sterling hinterließ.

Und auch zwischen dem Träumer und Gefühlsmenschen Rousseau, dem Tolstoi des 18. Jahrhunderts, und dem nüchternen, verstandesklaren Hume ergaben sich Berührungspunkte, die stark und bedeutend genug waren, um zwischen den beiden so grundverschiedenen Naturen auf einige Zeit ein engeres persönliches Band zu knüpfen. Der unglückliche Verfasser der „Confessions“ befand sich damals gerade in einer der traurigsten Situationen seines an solchen bekanntlich nur allzureichen Lebens. Gerade ein Jahr vor Humes Ankunft in Paris waren seine „Nouvelle Heloïse“ und sein „Emile“ — mit dem Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars — erschienen, beide vom Lesepublikum mit ebenso enthusiastischem Beifall aufgenommen¹, wie von den Parteigängern der Kirche mit zelosigem Wutgeschei empfangen und in den Abgrund der Hölle verdammt. Der Erzbischof Beaumont von Paris erließ gegen den „Emil“ einen eigenen Hirtenbrief, worin er den Verfasser als einen gottlosen und verabscheuungs-

¹ Wie mächtig namentlich der „Emile“ auch in Deutschland auf die Gemüter wirkte, ist bekannt; vergaß doch im fernen Königsberg der pünktliche Magister Kant, in die Lektüre des Buches vertieft, seinen gewohnten Nachmittagsspaziergang zu machen.

würdigen Menschen brandmarkte. Das Pariser Parlament und die Regierung von Genf ließen das Buch durch Henkershand verbrennen, ja die schöne, heute so gastliche und leichtlebige Rhonestadt, in der damals noch der finstere und pfäffische Geist Calvins umging, scheute nicht davor zurück, ihrem berühmtesten Sohne das Bürgerrecht zu entziehen. Rousseau beantwortete das Verfahren des Erzbischofs mit einer geharnischten Erklärung; gegen die Unbill der Genfer schrieb er die flammenden „Briefe vom Berge“. Beide Schriften wurden 1765 zu Paris öffentlich verbrannt.

Ihr Verfasser selbst aber irrte ruhe- und heimatlos in der Welt umher. Aus Frankreich und der Schweiz ausgewiesen, fand er kurze Zeit eine Freistatt in dem damals zu Preußen gehörigen Neuchatel, bis die offene Feindseligkeit der von den Klerikalen und seinen alten Gegnern, den Enzyklopädisten, aufgehetzten Bevölkerung ihn zwang, seinen Wanderstab weiterzusetzen. Einen Augenblick dachte er daran, die Gastfreundschaft Friedrichs des Großen anzunehmen, der Teilnahme an seinem Schicksal gezeigt hatte und an dessen Hofe er in dem Lord-Marishal George Keith, dem älteren Bruder des bei Hochkirch gefallenen Feldmarschalls, einen warmen Gönner und Bewunderer seines Genies besaß. Aber die Besorgnis vor dem steifen Zwang der höfischen Etikette, die dem freiheitsgewohnten Sohn der Berge unerträglich dünkte, ließ ihn, vielleicht zu seinem Schaden, das Vorhaben wieder aufgeben.

In dieser trostlosen Lage traf ihn die Einladung Humes, der sich erbot, ihn mit nach England zu nehmen, und ihm dort in einem stillen, weltentlegenen Winkel ein Asyl zu bereiten, wo er Ruhe vor allen Verfolgungen und volle Muße zur Vollendung seiner in Neuchatel begonnenen Selbstbiographie haben würde — zu deren Abfassung er sich entschlossen hatte, um wenigstens sein Andenken bei der Nachwelt gegen die verläumderischen Angriffe seiner Feinde sicher zu stellen. Rousseau hatte im ganzen zwar nichts weniger als eine besondere Vorliebe für das feuchte Nebelland und seine Bewohner, und er hatte aus diesen Empfindungen in seinen Schriften auch nie einen Hehl gemacht. Aber die wahrhaft verzweifelte Lage, in der er sich befand, ließ ihn Humes Anerbieten als einen letzten Rettungsanker begrüßen, und es bedurfte kaum mehr des dringenden Zuredens seiner teilnehmenden Gönnerin, der Marquise v. Boufflers, um ihn zur Einwilligung zu bewegen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris, zu dem ihm der Prinz von Conti die Erlaubnis erwirkt hatte, schiffte er sich am 12. Januar 1766 mit seinem neugewonnenen Freunde in Calais ein und traf nach kurzer, stürmischer Überfahrt in London ein, wohin ihm seine unvermeidliche Gefährtin Therese Levasseur — einen anderen unzertrennlichen Begleiter, seinen treuen Pudel, hatte er bereits von Paris mitgenommen — bald darauf folgte.

Es ist seit langem literarische Tradition, in dem Verhältnis Rousseaus zu Hume, das sich bald sehr unerquicklich gestaltete und schließlich beide zu erbitterten Feinden machte, alle Schuld auf die Schultern des ersteren zu wälzen, ihm vorzuwerfen, daß er in seinem hypochondrischen Mißtrauen und seiner krankhaften Empfindlichkeit die wohlmeinenden Absichten und die zarte Großmut seines von den besten Gesinnungen beseelten Beschützers vereitelt und dessen uneigennütziger Freundschaft mit schnödestem Undank gelohnt habe. Eine

genauere Untersuchung des geschichtlichen Tatbestandes läßt die Sache nicht ganz in diesem Licht erscheinen. Hume war in diesem Falle nicht ganz der perfekte Gentleman, das Muster von Herzengüte und Seelengröße, als das er namentlich bei seinen englischen Landsleuten immer dargestellt wird, und Rousseau, obwohl zweifellos der Ausbruch seiner eigentlichen Gemütskrankheit in diese Zeit fällt, doch nicht lediglich der undankbare, hysterische Egoist, der launenhafte, unleidliche Zänker, den Mit- und Nachwelt in ihm zu sehen sich gewöhnt haben. Vor einigen Jahren hat der englische Literaturhistoriker Professor J. Churton Collins in Manchester unter dem Titel „Voltaire, Montesquieu and Rousseau in England“ ein Buch veröffentlicht, in dem er nach dem Vorgang seines berühmten Landsmanns John Morley, die Beziehungen des französischen Geisteslebens im 18. Jahrhundert zu England eingehend untersucht. Collins huldigt zwar in Bezug auf das Verhältnis Rousseaus zu Hume ganz der überlieferten englischen Auffassung; aber er setzt uns durch seine sorgfältige quellenmäßige Darstellung doch zugleich in den Stand, den Sachverhalt selbst unparteiisch nachzuprüfen. An der Hand der von ihm mitgeteilten Briefe und sonstigen Zeugnisse ist es möglich, die merkwürdige Episode im Leben der beiden Geistesheroen in ihrer Entstehung wie in den einzelnen Phasen ihres Verlaufs genau zu verfolgen.

Sicher hat Rousseau seinem einstigen Freunde und Beschützer bitteres Unrecht getan, wenn er ihm später — in dem Zustand krankhafter Überreizung und Geistesverwirrung, in dem er sich in den letzten Jahren seines Lebens fast ständig befand — die teuflische Absicht unterschob, ihn völlig zu verderben, ihn beschuldigt, daß er vom ersten Augenblick an, im Einverständnis mit seinen Feinden, heimtückisch gegen ihn intriguiert, sich als seinen Freund und Bewunderer aufgespielt habe, um ihn, den Verfolgten und Geplagten, noch mehr zu demütigen, durch systematische Kabalen ihn in Verzweiflung und Tod zu treiben. Das sind Wahnvorstellungen eines sich verfolgt und von Feinden umringt glaubenden Neurasthenikers. Aber andererseits geht aus allen, auch von Collins in dem oben genannten Buche berichteten Tatsache doch soviel hervor, daß Hume bei der ganzen Affäre von Eitelkeit und Ruhmsucht keineswegs frei war, daß er die Rolle als Beschützer eines der berühmtesten und beim englischen Publikum populärsten zeitgenössischen Philosophen zum Teil wenigstens mit der Nebenabsicht übernommen hat, dadurch sein persönliches Renommee wirksam zu erhöhen. „Es ist unmöglich“, schreibt er unmittelbar vor der Abreise von Paris, „den allgemeinen Enthusiasmus, der augenblicklich hier für Rousseau herrscht, zu beschreiben. Und da ich als sein offizieller Beschützer gelte, werde ich unaufhörlich von aller Welt, besonders aber von den vornehmen Damen angegangen, sie mit ihm bekannt zu machen: Voltaire und alle anderen sind augenblicklich vollständig durch ihn verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt.“

Kaum in England angekommen, scheint er nichts eiligeres zu tun zu haben, als eine aufdringliche und geräuschvolle Reklame für den Unglücklichen, den er als Ausstellungsobjekt in *Entreprise* genommen, in Szene zu setzen und da der kranke, kummergebeugte, ruhebedürftige Rousseau sich nicht immer willig zu diesen Schaustellungen hergibt, so beginnt die Stimmung seines mit robusteren

Nerven ausgestatteten Beschützers sich bald merklich zu ändern, der Ton seiner Briefe schon die üble Laune und die halb mit Zorn gemischte Enttäuschung des in seinen Hoffnungen betrogenen Impresario zu verraten. Die mehr und mehr zu Tage tretende Verschiedenheit der Naturen und der Gegensatz der Gefühls- und Anschauungsweise, vor allem die Kluft der religiösen und philosophischen Anschauungen, die den Freigeist und Skeptiker Hume von dem Gottsucher und Bibelleser Rousseau trennte, kam hinzu, um die freundschaftlichen Gefühle auf beiden Seiten rasch erkalten zu lassen. Rousseaus, bei aller Unabhängigkeit des Denkens und bei allem Widerwillen gegen das kirchliche Dogma doch tief religiöse Anlage, seine ausgesprochene Hinneigung zum Christentum, mußte den Freidenker Hume, der den Katholizismus nie anders als „römischen Aberglauben“ nannte, ebenso unsympathisch und unverständlich sein, wie sie es den Enzyklopädisten vom Schlage Diderots und Grimms gewesen war. Der anfängliche Enthusiasmus Humes für seinen Schützling macht denn auch bald einer sehr nüchternen Beurteilung und einem sehr kritischen Scharfblick für dessen persönliche Schwächen Platz. Bald sieht er in ihm nur noch „eine Mischung von Launenhaftigkeit, Schauspielerei, Bosheit, Eitelkeit und innerer Zerrissenheit, durchsetzt mit einer tüchtigen Portion Narrheit“.

Das englische Publikum hatte, wie schon angedeutet, nicht erst Rousseaus persönliche Ankunft abgewartet, um der Teilnahme für sein Schicksal und der Bewunderung seines Genius Ausdruck zu geben. Seine „Nouvelle Heloise“ war in London mit derselben Begeisterung aufgenommen worden, wie in Paris; in zahllosen Besprechungen beschäftigte man sich mit der Psychologie und Technik des Romans und zog eingehende Vergleiche mit Richardson, der nach Rousseaus eigener Erklärung ihm als Vorbild gedient hatte. Sein „Brief über das Theater“ an d'Alembert hatte ihm die Sympathien der puritanischen Kreise verschafft, während die Kunde von seinen Verfolgungen in Frankreich und der Schweiz selbst bis in literarisch ganz uninteressierte Kreise hinein tiefe menschliche Teilnahme für sein Schicksal erweckt hatte. Sein Genie und sein Unglück umgaben ihn in den Augen des Publikums mit einer zwiefachen Aureole und ließen den britischen Nationalstolz sogar über die nicht gerade schmeichelhafte Charakteristik in seinem „Emile“ hinwegsehen, wo er mit einer nicht bloß für seine Zeit treffenden Schärfe die englische Hänselei mit den Worten gekennzeichnet hatte: „Ich weiß, daß die Engländer viel Wesens von ihrer Humanität und von ihrer hochherzigen Parteinahme für alle Unterdrückten machen, aber sie mögen das noch so oft in die Welt hinausschreien, niemand spricht es ihnen nach.“

In der vornehmen englischen Gesellschaft wurde Rousseaus Besuch in London als Ereignis von ganz anderer Wichtigkeit behandelt, als dreißig Jahre zuvor der Voltaires. Der Thronfolger (Georg IV) und der Herzog von York wünschten seine persönliche Bekanntschaft zu machen; die Damen der hohen britischen Aristokratie drängten sich zu der Ehre, bei dem menschenscheuen Philosophen vorgelassen zu werden; der König und die Königin selbst drückten so lebhaft das Verlangen aus, ihn zu sehen, daß der große Schauspieler David Garrick, der schon vorher zu seinen Ehren ein Mahl gegeben hatte, im Einverständnis mit Hume eine Galavorstellung in seinem Theater veranstaltete, wo er für Rousseau eine Loge gerade gegenüber der königlichen reservierte, und bei der er — eine seltsame

Huldigung für den Todfeind Voltaires — des letzteren „Zaire“ in englischer Übersetzung zur Aufführung brachte. Der Bericht über verschiedene tragikomische Zwischenfälle, die sich bei dieser Gelegenheit zutrugen, zeigt, daß der menschenscheue Sonderling es seinen Gastfreunden allerdings nicht gerade leicht machte, sich seiner hilfreich anzunehmen. Als der Augenblick gekommen war, sich ins Theater zu begeben, erklärte Rousseau, daß er anderen Sinnes geworden sei und zu Hause bleiben werde, da niemand da sei, die Obhut über seinen Hund zu übernehmen (Therese Levasseur war noch in Paris geblieben); bei zufälligem Öffnen der Tür könnte das Tier leicht in Gefahr kommen, sich zu verlaufen. Hume empfahl das naheliegende Auskunftsmittel, die Tür abzuschließen und den Schlüssel in die Tasche zu stecken. So geschah es; als sie aber die Treppe heruntergingen, erhob der eingesperrte Hund ein mächtiges Gekläff, worauf Rousseau sofort umkehrte, mit der Begründung, er habe nicht das Herz, seinen treuen vierbeinigen Gefährten in solcher „Notlage“ allein zu lassen. Hume hatte die größte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß die königliche Familie bestimmt auf sein Erscheinen rechnet, daß Garrick die für ihn reservierte Loge anderen Personen abgeschlagen habe, und daß es doch gar zu unsinnig wäre, ihnen bloß aus Rücksicht auf das Mißbehagen eines bellenden Köters eine peinliche Enttäuschung zu bereiten. Weniger der Respekt vor dem wartenden Königspaar als die Freundschaft für Garrick bestimmten schließlich den exzentrischen Philosophen, diesen Gründen Gehör zu schenken. Bei der Ankunft im Theater war der Saal gedrängt voll von Schaulustigen, die nur gekommen waren, Rousseau zu sehen. Der Zufall wollte es, daß er in demselben Augenblick in seine Loge trat, wie der König und die Königin in die ihrige, und man konnte beobachten, schreibt ein Augenzeuge, daß das königliche Paar während der ganzen Vorstellung dem interessanten Gast weit mehr Aufmerksamkeit schenkte, als den Vorgängen auf der Bühne. Ganz London sprach tagelang nur von dieser Szene und von dem Aufsehen, das Rousseaus Anwesenheit in allen Kreisen der Gesellschaft erregte.

Der Gegenstand dieser allgemeinen Aufmerksamkeit gefiel sich indessen von Tag zu Tag weniger in dieser Rolle einer Jahrmarktssehenswürdigkeit in der schon damals volkreichsten Stadt der Erde, und Hume mußte sich endlich bequemen, sein Versprechen einzulösen und für den armen, heimatlosen Flüchtling einen stillen ländlichen Zufluchtsort ausfindig zu machen. Er entledigte sich dieser Verpflichtung zunächst in ziemlich nonchalanter und ungenügender Weise, indem er den Vielgehetzten mit seiner Therese und seinem Hunde in einem Vorort Londons in eine Art Wagenschuppen, der an das Haus eines Gärtners stieß, einquartierte. Dann, da dieser Aufenthalt sich selbst für die Anspruchslosigkeit eines Rousseau als unmöglich erwies, veranlaßte er das Paar, zu einem Pächter bei Chiswick in der Nähe der Hauptstadt zu ziehen. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange. Zu der Enge und Unbequemlichkeit der beiden elenden Kammern, die ihnen dort angewiesen wurden, gesellte sich noch das Unbehagen, täglich von einer Flut von Neugierigen überlaufen zu werden, die ihre fetischistische Bewunderung für den Philosophen so weit trieben, seine Augengläser, Taschentücher und andere Gegenstände seiner dürftigen Equipierung mitgehen zu heißen. „O versäumen Sie ja nicht“, schrieb eine überspannte Enthusiastin an Hume, mir den „teuren alten Rousseau“ herzubringen, „der gute Alte“ (der damals nebenbeibemerkt erst

54 Jahre zählte) „wird sich unter eine Eiche meines Parkes setzen, und dort dem Gesang der Druiden lauschen“. Rousseaus eigener Wunsch richtete sich auf ein stilles Asyl in den Bergen von Wales, dessen Klima, wie er glaubte, ihm zusagen würde und wo er sich in die Alpenszenarien seiner Schweizer Heimat zurückträumen zu können hoffte. Er hatte das lebhaftes Verlangen, ein altes unbewohntes Kloster, dessen romantische Schönheit man ihm in verlockenden Farben gepriesen hatte, mietsweise zu beziehen; die Einwendungen Humes, der die weite und unbequeme Reise geltend machte, ließen ihn aber schließlich auf den Plan verzichten. Endlich verschaffte ihm das edelmütige Anerbieten eines englischen Landedelmans, Mr. Davenport, eine Heimstätte, die in bezug auf malerische Lage, materielles Behagen und vollkommene Ruhe alle nur wünschbaren Bedingungen in sich vereinigte. In den ersten Tagen des Mai 1766 nahm das obdachlose Paar Besitz von einem geräumigen und eleganten Landhause in dem idyllischen Dorfe Wooton in Derbyshire, das dem genannten Landlord gehörte, aber nur selten von ihm bewohnt wurde.

Die ersten Wochen seines dortigen Aufenthalts waren allerdings für Rousseau Zeiten gesteigerter Angst und Unruhe. In sie fallen die peinlichen Auseinandersetzungen mit seinem bisherigen Beschützer Hume und der schließliche unversöhnliche Bruch zwischen beiden Männern. Über diese unerquicklichen Vorgänge hat die Darstellung von Mr. Collins nichts wesentlich Neues beibringen können; sie bestätigt nur, was man schon aus den bisherigen biographischen Schilderungen und den Briefzeugnissen der Zeitgenossen wußte: daß gewisse schwer verständliche und mit wirklichem Wohlwollen kaum in Einklang zu bringende Schritte Humes nicht minder als Rousseaus übertriebene Reizbarkeit und krankhaftes Mißtrauen gleichmäßig dazu beigetragen haben, das gespannte Verhältnis vollends unheillich zu machen. So hat Hume, eine gelegentliche Äußerung Rousseaus, daß er von Zuschriften zudringlicher Bewunderer verschont bleiben möge, benutzend, sich für berechtigt gehalten, alle an jenen adressierten Briefe einzubehalten, wahrscheinlich ohne sie zu vernichten. Am meisten aber trug sein hinterhältiges oder wenigstens der Mißdeutung ausgesetztes Verhalten in einer anderen Angelegenheit dazu bei, Rousseaus ohnehin schon regen Argwohn gegen die Lauterkeit seiner Gesinnung zu verstärken. Wenige Tage nach Rousseaus Übersiedelung nach Wooton Hall erschien nämlich in englischen Blättern ein angeblicher Brief Friedrichs des Großen an D'Alembert, in dem der König den Verfasser des „Emil“ halb als bemitleidenswerten Kranken, halb als böartigen Narren verspottete. Rousseau hatte Hume im Verdacht, daß er in Gemeinschaft mit D'Alembert den nichtswürdigen Streich ausgeheckt habe. Dieser Verdacht war unbegründet, aber Hume beging den Fehler, daß er den ihm bekannten Namen des wirklichen Verfassers — es war Horace Walpole — Rousseau geflissentlich verhehlte. Vielleicht in der wohlmeinenden Absicht, Rousseaus an sich schon überregem Argwohn nicht noch neue Nahrung zuzuführen, stellte er jede Mitwisserschaft und Kenntnis des wirklichen Sachverhalts in Abrede, steigerte aber dadurch nur das Mißtrauen seines Schutzbefohlenen. Obwohl das Verhältnis innerlich längst unhaltbar geworden, versteckte Animosität und glimmender Haß an die Stelle freundschaftlicher Empfindungen getreten war, kam es doch erst einige Monate später zum offenen Bruch. Im Oktober 1766 veröffentlichte Hume — es ist nicht völlig ersichtlich, aus welchem unmittelbaren

Anlaß — eine „gedrängte Darstellung“ (Exposé succinct) über seine Beziehungen zu Rousseau, in der er bekennt, sich über dessen Charakter vollständig getäuscht zu haben, und seinen niedrigen Egoismus, seine unerträgliche Zanksucht und ungeheuerliche Undankbarkeit in den bittersten und schmähendsten Ausdrücken geißelt.

Die unverhohlene Freude, die dieses Pamphlet bei Rousseaus zahlreichen Gegnern hervorrief, namentlich das ungemessene Lob Voltaires, das er dem englischen Philosophen dafür zollte, daß er „den schlimmsten Schurken, der jemals die Literatur entehrt“, hier in seiner wahren Gestalt gezeichnet habe, konnten Hume belehren, daß er mit dem mitleidslosem Ausdruck seiner vielleicht nicht ganz unberechtigten Erbitterung gegen einen kranken, vom Unglück verfolgten Mann viel zu weit gegangen sei; er hat später die Veröffentlichung dieses gehässigen Schriftstücks selbst aufrichtig bedauert und lebhaft gewünscht, sie rückgängig machen zu können. Rousseau selbst war die Veröffentlichung dieser Absage gar nicht so unangenehm; sie schien seinem Argwohn und seinem Zweifel über die wahre Gesinnung seines Beschützers durchaus Recht zu geben und befreite ihn von allen Verpflichtungen der Dankbarkeit; es fiel dem Vielgeschmähten und Vielgehaßten nicht allzuschwer, sich mit der Tatsache abzufinden, daß er einen Feind mehr auf der Welt habe.

Jedenfalls entschied er sich sofort, den „Gedrängten Bericht“ Humes ohne Erwiderung zu lassen; und als ein ungenannter Freund sich statt seiner der Aufgabe unterzog, seine Rechtfertigung gegen Humes Anklagen zu übernehmen, versicherte er — mit unbezweifelbarer Aufrichtigkeit — daß er keines Verteidigers bedürfe. „Ich achte“, schrieb er am 17. November 1766, „den Mut des Verfassers (dieser Entgegnung). Aber man mag zu meinen Gunsten oder Ungunsten sagen und tun, was man will, ich für mein Teil habe Herrn Hume nichts zu erwidern, als daß ich sein Verhalten für einen Gentleman (homme de bien) zu gehässig und für einen Philosophen zu leidenschaftlerregt finde.“ Daß es ihm weder in England noch in Frankreich an Teilnahme für sein Schicksal fehlte, bewiesen zahlreiche Broschüren und Zeitungsartikel, die sich mit seinen Erlebnissen beschäftigten und zum Teil in überschwänglicher Weise für ihn Partei nahmen. In „Saint James Chronicle“, einer damaligen Londoner Tageszeitung, vom 11. Dezember 1766, erschien ein Gedicht, das diesen Stimmungen in folgender etwas überhitzter Weise Ausdruck gab.

„Bleibe fest, Rousseau!“ — heißt es da dem Sinne nach — „Der Bosheit eines Voltaire, der neidischen Eitelkeit eines D'Alembert zum Trotz, bleibe fest! Mag der Eigendünkel mit den vergifteten Waffen Walpoles dich angreifen, mag niedrigster Verrat in der Person Hume sich gegen dich entladen, laß dich nicht niederbeugen! Diese Gespenster, die dich umringen, diese nächtlichen Spukgestalten dürfen eben nicht die Kraft haben, dir wehe zu tun ... England wird den Verbannten und Verfolgten zu schützen wissen und deine Seele wird in dem Bewußtsein ihrer Reinheit und ihrer Tugend Frieden finden!“

Diese Zeichen der Teilnahme taten dem Einsiedler von Wooton-Hall offenbar wohl. Alle Zeugnisse der Zeit stimmen darin überein, daß Rousseau während des Herbstes und Winters 1766 wirklich einer Ruhe des Geistes und eines Friedens des Herzens genoß, wie er sie seit Jahren nicht mehr gekannt hatte. Aber kaum bedarf es ausdrücklicher Zeugnisse. Deutlicher als alle Zeugnisse sprechen für uns

Nachlebende die sonnige Heiterkeit und der wunderbare Hauch von Jugendfrische, die über dem ersten Teil der „Confessions“ lagern, diesem entzückendsten Idyll, das jemals gedichtet worden ist und das in seiner endgültigen Fassung, in dem einzigartigen, unnachahmlichen Zauber seiner Sprache während dieses leider nur zu kurzen Aufenthalts in Wooton Hall entstand. Reizend genug muß der Wohnort, der dem Künstler Rousseau noch einmal zu solchem Schwanengesang die Zunge löste, nach der Beschreibung des englischen Kritikers in der Tat gewesen sein. Umgeben von Wäldern und Felspartien erhob sich das Haus auf dem Gipfel eines Hügels, der eine großartige und malerische Landschaft beherrschte und von dem sich der Ausblick auf ein weites Gebiet von Bergen, Wiesengründen und Talschluchten öffnete. Ein wenig oberhalb lag das Dörfchen Wooton, ungefähr einen halben Kilometer tiefer das Dorf Elliston, die beide für andere als für Liebhaber der Natur und Einsamkeit nicht viel Anziehendes hatten. Einige verstreute Pachthöfe, ein kleiner Weiler und hier und da in weiten Abständen ein einfaches Landhaus waren das einzige, was an die menschliche Gesellschaft gemahnte.

So war es dem menschenscheuen Einsiedler gerade recht; ihm lag wenig an der Berührung mit der menschlichen Gesellschaft, und diese Landschaft befriedigte in vollkommensten Maße seine Leidenschaft für Natur und Einsamkeit. Das Wohlbehagen, das er genoß, gab ihm von Tag zu Tag mehr seine körperliche Gesundheit und seine gute Laune wieder. Selbst sein Menschenhaß milderte sich: er wurde geselliger und umgänglicher. Er hatte Beziehungen zu einigen Besitzern der Nachbarschaft angeknüpft; eine enragierte Freundin Humes, die Rousseau mit ihrem unversöhnlichen Hasse verfolgte, war entsetzt, den günstigen Eindruck, den der Einsiedler von Wooton allerwärts hervorbrachte, konstatieren zu müssen. Mit wahren Entzücken gab sich dieser seiner lange entbehrten Lieblingsneigung, einsamen Umherstreifen in Wald und Feld hin. „Ich habe meine Spaziergänge wieder aufgenommen“, schreibt er an Herrn von Malesherbes; nur daß ich anstatt zu träumen, botanisiere: das ist eine Zerstreung, zu der ich das Bedürfnis fühle“. Wenn das schlechte Wetter ihn am Ausgehen verhinderte, unterhielt er sich damit, die Jahre seiner Kindheit in der Erinnerung heraufzubeschwören. Bequem in einem breiten Lehnstuhl am Kaminfeuer hingestreckt, träumte er sich in den Garten der Charmettes zurück, hörte in der Phantasie die freundlichen Mahnungen und zärtlichen Scheltreden seiner teuren „Mama“ (Madame de Warens). „Meine Beschäftigung für die Regentage, die nur allzuhäufig hierzulande sind, ist mein Leben zu schreiben: nicht mein äußeres Leben, wie es die anderen machen, sondern mein wirkliches, das meiner Seele, die Geschichte meiner geheimsten Gedanken und Gefühle“. Zu Zeiten allerdings waren diese ruhigen und ertragreichen Tage von Gewittern unterbrochen, meist veranlaßt durch tragikomische häusliche Szenen, deren Anlaß noch kurz zu erwähnen sein wird, aber der Sturm ging meist schnell vorüber, und der Philosoph versenkte sich von neuem in sein beschauliches Stillleben, das von Tag zu Tag mehr seine Neigungen und seine Wünsche aufs vollkommenste befriedigte.

Das Leben in Wooton Hall war der letzte freundliche Abendsonnenstrahl im Leben des Verfehmten und Gehetzten, ein letzter Abendstrahl, dessen unverwischbarer Nachglanz auch für uns und für alle Zeiten in dem unsterblichen Gedicht der „Confessions“ fortlebt und mit mildem Scheine leuchtet. Unmittelbar vor

einem neuen und diesmal unheilbarem Anfall von Psychose, der Folge einer langen Reihe von körperlichen und seelischen Leiden, leuchtete sein Genie noch einmal für einen Augenblick mit warmem und wohltuendem Lichte auf, und mit dieser flüchtigen Wiederkehr der Gesundheit belebten sich in seiner Seele auch die natürliche Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens, die dieser ach nur zu empfindsamen Natur angeboren waren.

Mr. Churton Collins zitiert das Zeugnis eines englischen Schriftstellers der älteren Generation, William Howitt, der um das Jahr 1840 zwei alte Leute in Wooton befragen konnte, die in ihrer Kindheit Rousseau und seine Begleiterin noch gesehen hatten. Beide, eine mehr als achtzigjährige Bäuerin und ihr ebenso alter Nachbar, erinnerten sich noch deutlich und bis auf Einzelheiten genau des sonderbaren Paares, dem sie oft beim Umhertummeln auf der Landstraße begegnet waren und von dem die Eltern sich vielfach unterhalten hatten. Die alte Frau beschrieb den Fremden, wie er immer schweigsam, in einem langen, um den Leib durch einen Gürtel zusammengehaltenen Rock, das Haupt bedeckt mit einer schwarzen Samtmütze mit vergoldeten Troddeln, umherging, damit beschäftigt, das Moos von der Parkmauer abzukratzen oder die Wegränder nach merkwürdigen Pflanzen abzusuchen; und ihr Nachbar berichtete seinerseits mit Verwunderung, daß dieser seltsame Fremde und seine Frau durchaus keine Furcht hatten, in hellen Mondscheinächten weite Spaziergänge durch die Landschaft zu unternehmen, zu einer Stunde, wo niemand sonst gewagt hätte, die Stunde der Feen zu stören. Man nannte ihn „Roß-Hall“ und Therese „Madame Zell“ oder „Miß Mamzell“. Aber unter allen Erinnerungen, die die biedereren alten Dorfleute bewahrt hatten, war keine lebhafter und deutlicher als die an die große Güte und den unbegrenzten Wohltätigkeitssinn des Fremden. Man hielt ihn in seiner schweigsamen Würde und in seiner Mildtätigkeit für einen aus seinem Lande vertriebenen König.

Nur allzubald sollte das reizende Idyll von Wooton ein trauriges Ende nehmen. Am 30. April 1767 schrieb Rousseau an seinen Gastgeber, Mr. Davenport, daß ein fernerer Aufenthalt in seinem Hause für ihn zur Unmöglichkeit geworden sei. „Es ist leicht, mich zu unterdrücken“, fügte er vieldeutig hinzu, „aber schwer, mich herabzuwürdigen“. Am folgenden Tage verließ er mit seiner Therese Wooton Hall, um sich für einige Tage nach einem kleinen Ort der Grafschaft Lincoln zu begeben. Als Davenport ihnen, wenige Tage darauf, einen Diener nachsandte, mit dem Auftrage, sie nach Wooton Hall zurückzuleiten, wohin auch Rousseau schon wieder Sehnsucht empfand, wollte es das Mißgeschick, daß der Bote wenige Stunden zu spät ankam, kurz, nachdem die Flüchtigen, an der Hoffnung auf Rückkehr verzweifelnd, sich auf den Weg nach Dover gemacht hatten.

Die fluchtartige Abreise Rousseaus aus dem idyllischen Plätzchen, wo er Tage fast ungetrübten Wohlbehagens genossen hatte, ist in ihren Motiven und in den näheren Begleitumständen bis heute ziemlich unaufgeklärt geblieben. Alles spricht dafür, daß ein Anfall wirklicher Geistesstörung, ähnlich wie er den Unglücklichen wenige Tage nachher in Dover traf, als ungünstiger Wind die Abfahrt des Schiffes um einige Stunden verzögerte, ihn aufgeschreckt habe. Wahrscheinlich aber ist es, daß der Ausbruch dieses Erregungszustandes durch gewisse häusliche Vorkommnisse in Wooton Hall hervorgerufen oder begünstigt wurde. Es scheint, daß das Hauspersonal dort es an dem nötigen Respekt gegen Rousseau und mehr

noch gegen seine Begleiterin hat fehlen lassen — ein Punkt, in dem der ehemalige Turiner Kammerdiener bekanntlich immer ganz besonders empfindlich war. Möglich auch, daß die Frau, die das Unglück seines Lebens war, selbst im Stillen darauf hingearbeitet hat, sobald als möglich aus einem Aufenthalt, wo sie sich langweilte, wegzukommen. Genug, dieser an sich geringfügige Anlaß genügte, um wieder, und diesmal in nicht mehr gut zu machender Weise, das seelische Gleichgewicht zu erschüttern, das sechs Monate der Ruhe, der Einsamkeit und fruchtbarer geistiger Arbeit, dem Bedrängten noch einmal gewährt hatten.

Wenige Tage darauf war Rousseau wieder auf französischem Boden, den er nun bis an sein Lebensende nicht mehr verließ. Nach traurigem mehrjährigem Umherirren im mittleren und südlichen Frankreich erhielt er gegen die feste Zusage, nichts mehr gegen Staat und Kirche zu veröffentlichen, von der Polizei die Erlaubnis, in Paris zu wohnen, wo er sich durch Notenabschreiben kümmerlich das Leben fristete. In den letzten Lebenstagen fand er, wie bekannt, einen Zufluchtsort bei Frau von Girardin in Ermenonville. Zweifellos war Rousseau in den letzten traurigen Lebensjahren ein Kranker, ein schwer Kranker, aber es ist Übertreibung, daß er sich dauernd nicht mehr im Vollbesitz seiner Geisteskräfte befunden habe. Die maniakalischen Zustände, in denen er sich von Feinden und Verfolgern umringt und bedroht glaubte, wechselten mit langen Perioden der Ruhe und vergleichsweise des Wohlbefindens, wie uns Bernardins de St. Pierres berühmte Schilderung der Mansardwohnung der Rue Patrière beweist.

Trotz der Bitterkeiten, die er in England in so reichem Maße erduldet, hat er doch einzelnen Personen des Landes stets eine gewisse Zuneigung und ein dankbares Andenken bewahrt. Bis an sein Lebensende hing in seinem Schlafzimmer ein Bild des Königs Georg III., der — ein Geisteskranker dem andern — ihm bis zuletzt eine kleine regelmäßige Unterstützung zukommen ließ.

Die Zeit hat ebenso wie der Tod eine beruhigende und versöhnende Macht. Sie lehrt uns gerechter und menschlicher urteilen. Wenn wir die Persönlichkeiten Rousseaus und Humes vergleichend nebeneinanderstellen, begreifen wir, daß diese beiden Männer unmöglich auf die Dauer Freunde bleiben konnten. Wir werden heute nicht mehr die heftigen und bitteren Anklagen unterschreiben, die Hume in dem erwähnten Pamphlet gegen den Verfasser des „Emile“ schleudert, ebenso wenig, wie wir geneigt sein werden, — wie es von einseitigen Bewunderern des Genfer Philosophen zuweilen geschieht, — in Hume lediglich einen brutalen Egoisten einen derben, feinerer Empfindungen unfähigen Matter of fact-Menschen zu sehen. Wir können heute gerechter urteilen, das Maß von Schuld und unglücklicher Verkettung der Umstände auf beiden Seiten objektiver abwägen, und mit melancholischem Lächeln werden wir, wie so vieles Merkwürdige und Paradoxe in Kultur und Geschichte, die Tatsache verzeichnen, daß auch zwei der größten Geister, deren das Jahrhundert der Aufklärung sich rühmt, keine Halbgötter waren, sondern daß auch ihnen ein vollgemessenes Teil von Menschlichem, Allzumenschlichem blieb, als „Erdenrest zu tragen peinlich“.

ZWEIHUNDERT JAHRE FREIMAUREREI

Von Dr. Otto Philipp Neumann



Am 24. Juni 1717 schlossen sich in England vier alte Werklogen zu einer Großloge zusammen. Das war die Gründung der Freimaurerei in formeller Beziehung. Der von der deistischen Aufklärung von Locke, Shaftesbury Toland, entlehnte geistige Inhalt fand erst später Eingang. Im Gegensatz zur englischen Kirche mußten die Logen, als sie die Werkform in die symbolische umgebogen hatten, Geheimgesellschaften werden. Am Ende des 18. Jahrhunderts hatten sich die Logen in der Schweiz, in Frankreich, Italien, Deutschland ausgebreitet. Friedrich der Große erklärte sich seit 1740 öffentlich als Freimaurer. Trotz vieler Entartungen, Entgleisungen, Verirrungen und Verwirrungen wurde die Freimaurerei Mode. Frühzeitig wurde sie in Italien, Frankreich, Spanien, Portugal zu politischen Zwecken benutzt, während England, Deutschland, Schweden, Norwegen, Dänemark sich rein verhielten. Comenius hat an der Wiege der Freimaurerei Pate gestanden. Die Aufklärung in religiöser Beziehung sammelte sich in den Logen. Goethe, Wieland, Herder, Fichte haben nichts von den Logen empfangen. Sie haben aber ihren Geist in die Logen hineingetragen. Die deutschen Logen sind 1806—1813 der Hort des Patriotismus gewesen, Blücher, Schenkendorf, Hardenberg, Hippel, Stein u. a. gehörten der Feldlogen von 1813 an. Der Kongreß von Verona 1822 war dem Freimaurertum hinderlich; in Rußland wurden die Logen 1822 aufgelöst, die in Österreich schon seit Josef II. verboten waren. Schwindler und beschwindelte Freimaurer bemächtigten sich der angeblichen Geheimnisse und Betrüger wie Gugumos, Johnson, Starck, Hund u. treten auf. Der Graf von St. Germain und Cagliostro waren solche Logenschwindler. Goethe verspottet sie im „Groß-Kophta“. Die Illuminaten waren eine Abart der Freimaurer. Ihnen gehörte Weishaupt und Knigge an. Rosenkreuzerische und kabbalistische Elemente verquickten sich mit der Maurerei. Die Zahl der Systeme und Grade schwoll an. In Frankreich trieb der Hochgradschwindel seine üppigsten Blüten. Das Templertum fand Eingang, das Rittermaurerspiel blühte und die Verwirrung war groß. Erst Lessing gelang es trotz historischer Irrtümer die Ontologie der Maurerei in den Freimaurergesprächen „Ernst und Falk“ rein darzustellen. Herder verband den Freimaurergedanken mit dem Humanitätsgedanken und der Philosoph K. Chr. Fr. Krause, dem Rudolf Eucken später die Gedächtnisrede hielt, sah im Freimaurerbund den Keim zu seinem Urbild der Menschheit. Die kosmopolitische Idee, genährt durch die Kleinstaataerei, beherrschte die Szene. Die Freimaurer waren die Vertreter der Weltbürgerei. Auch Goethe war nicht frei davon, der länger als fünfzig Jahre Maurer war und in „Wilhelm Meister“, „im Symbolum“, in „den Geheimnissen“ und im „Faust“ maurerische Ideen verlautbarte, die er in langer Maurerpraxis aufgenommen hatte.

Formell reinigte erst der Konvent von Wilhelmsbad 1782 die Freimaurerei von den zahllosen Verirrungen, Systemen, Absenkern, inhaltlich wurde durch Fichte in den Briefen an Constant die maurerische Lehre wieder rein hergestellt und die

uferlose Weltmaureridee in die nationale Bahn gelenkt. Die Freimaurerei entwickelte sich je nach dem Charakter des Landes, so daß sich entgegen der gewollten Einheitsidee von einer den Erdball umschließenden Maurerei, bald Typen absonderten. Die angelsächsische Maurerei wurde ein großes Wohltätigkeitsinstitut, die französisch-italienische, die engere Verbindungen einging, wurde direkt politisch und war die eigentliche Vertreterin politischer Geheimbünde unter maurerischen Decknamen, die deutsche ward philosophisch. Wurde formell der Baugedanke beibehalten, der sich an Lessings Idee von der Erziehung der Menschheit anlehnd, zur Arbeit am Menschheitsbau erweiterte, so baute man inhaltlich sich auf den alten Pflichten auf, die Anderson, ein presbyterianischer englischer Geistlicher, 1723 herausgegeben hatte; sie sind das erste öffentlich erscheinende Dokument gewesen.

Die alten Pflichten, mehrfach neu aufgelegt, besagen im Urtext von 1723, daß die religiöse Grundlage aller Maurerei gesichert sein muß. Sie garantieren jedem seine Überzeugung, seine „persnations und denominations“ und wollen die Maurer in der Religion sammeln, in der alle Menschen übereinstimmen. Das konnte aber, wie man damals etwa meinte, keine Phantasiereligion sein, keine Naturreligion oder gar eine „Freimaurerreligion“, sondern diese Zusammenfassung war geleitet von dem Toleranzgedanken, von der Paritätsidee der Konfessionen. Dem stimmt auch neuerdings Troeltsch bei, der im Täuferum den letzten Versuch sieht, den Toleranzgedanken zu retten und die verschiedenen religiösen Gebilde als mögliche Darstellungen des religiösen Glaubens aufzufassen. In der Tat stellte später die Freimaurerei wirklich den Toleranzgedanken, den schon der Friede von Münster darstellen sollte, in einer organisierten Kultform dar. Begemann hat in einer dreißigjährigen Arbeit die Anfänge der Londoner Großloge geschildert und Ludwig Keller hat die Humanitätsidee des Maurertums zurück verfolgt bis auf die Zeit des Urchristentums. So verschiedene Strömungen sich auch gezeigt haben, so viel unheilvolle Verwirrungen sich auch ergeben haben, so z. B. die Goldmacherkunst, der Mystizismus, die Lehre von der Schicksalsidee, von den unbekanntem Oberen, wie sie Schneider, Hippel, Katsch schildern, die echte Maurerei hat alle diese Abweichungen überwunden und hat sich als die stille Begleiterin aller Kultur erwiesen. Nur zwischen den Zeilen der Weltgeschichte kann ihre Geschichte gelesen werden. An aller Fortentwicklung der Menschheit hat sie Anteil gehabt. Das zeigt ihre Geschichte auf alien Blättern.

Was viele heute von ihr abwendet ist das Geheimnis, mit dem sie sich umgibt. Eine Geheimgesellschaft, sagt einer ihrer Gegner, Dr. Karl Jentsch, ist sie aber eigentlich nur dort, wo sie politisch entartet ist. In Deutschland, Schweden, Dänemark ist das nicht der Fall. In Serbien und Rumänien ist sie politisch; in anderen Staaten ist ihre politische Stellung zweifelhaft. England hat mittelst der Logen seine Kolonien angliert; in der Türkei ist die Jungtürkenbewegung zum Teil auf Logeneinflüsse zurückzuführen; ein buntes Bild. Zwischen dem Klerikalismus und dem Freimaurertum hat stets ein Gegensatz bestanden. Seit 1738 verfolgt das Papsttum die Freimaurer in seinen Bullen. Der Gegensatz zur autoritativen katholischen Kirche kann nicht geleugnet werden, obwohl zahlreiche katholische Geistliche Freimaurer waren.

Reformideen formeller Art datieren seit Krause, Feßler und Schroeder. Die Rituale wurden vereinfacht, die Unzahl der „Systemchen“ abgeschafft, aus den Hochgraden wurden Erkenntnisstufen. Aus der Geheimform wird in einzelnen Staaten die höfische Form, so in einigen Nordstaaten; in Preußen gestaltet sich eine enge Verbindung der Hohenzollern mit der Freimaurerei, ähnlich in Holland, während das Freimaurertum in Belgien und Nordamerika demokratisch wird. Dieser buntschillernde Charakter läßt sich nur aus der ungeheuren Anpassungsfähigkeit nach Form und Inhalt erklären. Formell ließ die Bauidee eine Reihe von Möglichkeiten zu, inhaltlich gab die lediglich symbolische Grundlage im Gegensatz zum starr Dogmatischen Anlaß, sich freier bewegen zu können. Im Begriff Freimaurerei lag der Freiheitsbegriff. Keineswegs war es aber dort schrankenlos, weil man an der religiös sittlichen Grundlage festhielt. Dort, wo die Logen politisch waren, wurde diese Grundlage verlassen. So hatte z. B. der französische Großorient den Gottesbegriff gestrichen, so daß England, Deutschland usw. die Beziehungen mit ihm abgebrochen hatten, weil er der echten Basis entbehrte.

In Deutschland hatte seit 1861 der Verein deutscher Freimaurer die geistige Führung. Die deutschen Großlogen hatten sich 1872 zu einem deutschen Großlogenbund zusammengeschlossen. Formell geeinigt durch das annähernd gleichartige Ritual — nur die Rituale, die ganze Ritualistik als inneres Erlebnis, die Symbole und das Gebrauchtum sind Geheimnis — lief die deutsche Freimaurerei in zwei Entwicklungsreihen aus, eine christliche und eine humanitäre Richtung. Die christliche entspricht etwa einem freien Protestantismus ohne dogmatische Bindung. Kaiser Wilhelm I. pflegte den Standpunkt mit den Worten zu deuten: Die Freimaurerei ruht auf dem Evangelium, unbeengt durch Dogmen. Derselbe Fürst gab als Freimaurer schon am 27. Januar 1848 den Anstoß zur sozialen Fürsorge. Den Logen legte er das Wohl für die arbeitenden Klassen an das Herz — „man braucht nicht zu wissen“, sagt er, „woher die Wärme strahlt“. Die humanitäre Richtung ist freier im Ritual. Sie nimmt auch Nichtchristen auf und nähert sich der Weltmaurerei und dem Pazifismus mehr, als die christliche. Der Deutsche Großlogenbund erkennt die anderen Großlogen an, auch die Auslandslogen. Der Verein deutscher Freimaurer nimmt nur Mitglieder solcher vom Deutschen Großlogenbund anerkannter Logen an. Es finden sich in Deutschland noch nahezu 300 Winkellogen, welche die offizielle Freimaurerei nicht anerkennt. Sie sind, wie die Sekten der Kirchen, ein Beweis für die Lebendigkeit des sie bewegenden Gedankens. Ein Teil dieser Winkellogen steht auf monistischer Grundlage. Die deutsche Freimaurerei hat sich neuerdings mit der Sozialethik und Sozialpädagogik beschäftigt. Sie ist neben Staat, Kirche und Gesellschaft ein Kulturfaktor, der sich nicht bloß mit Welttätigkeit beschäftigt. Die deutsche Maurerei steht auf religiös sittlicher Grundlage, auf der christlich germanischen Basis, auf welcher der Deutsche Staat ruht. Der Weltkrieg hat alle internationalen maurerischen Aspirationen zerstört. Aber schon vor dem Kriege konnte von einem faktischen Zusammenhang der Logen der Welt keine Rede sein, so sehr auch der Gedanke selbst als ein idealer der Freimaurerei innewohnt. Tatsächlich hat sich die Freimaurerei überall verschieden entwickelt. Das Mitglied der Narschna Odbrana in Belgrad hat eine ganz andere Anschauung vom Wesen der Königlichen Kunst als das Kapitelmitglied in Stockholm. Als der Krieg ausbrach, ruhten die Beziehungen maurerischer Art

zu den uns feindlichen Ländern. Als der Verrat der italienischen Logen offenbar wurde, erfolgte der Abbruch der maurerischen Beziehungen. Auch die Großloge von Ungarn brach die Beziehungen zu Italien ab. Man kann also von einer einheitlichen Freimaurerei nicht sprechen. Die sogenannte Weltgeschäftsstelle ist nur ein statistisches Bureau, dem nicht alle Großlogen zugehören. Die englischen Freimaurer haben vor dem Kriege bezeugt, daß die deutsche Freimaurerei die philosophischste von allen sei. Beweise, daß der Freimaurer Eduard VII. mit Hilfe der Logen seine Einkreisungspolitik bewerkstelligt habe, liegen noch nicht vor. H. Gruber S. J., ein Gegner der Freimaurer, behauptet es. Der Unterschied zwischen deutscher und romanischer Maurerei ist erst neuerdings den Gegnern klar geworden. So hat Dr. Brauweiler sich diesen Unterschied als grundlegend klargemacht. Formelle Verbesserungen gingen von Bluntschli, Findel, Fischer aus. Die reiche Literatur hat Wolfstieg bibliographisch gesammelt.

Die deutsche Freimaurerei der Gegenwart zeigt ein reiches geistiges Leben, ganz besonders im Verein deutscher Freimaurer. Es bietet die zweihundertjährige Geschichte der Freimaurerei sonst ein buntes Bild dar. Nur wenige Großlogen sind nach den alten Pflichten von 1723 treu geblieben. Die alten Pflichten sind aber noch heute die Ecksteine aller Maurerei. Denn sie verbieten unter Beibehaltung der Religionsgrundlage die Beteiligung an Politik jeder Art, auch an Kirchenpolitik. Sie verlangen nationale Betätigung. Nirgends darf die Freimaurerei ein Staat im Staate sein. Die Freimaurerei ist umschließend, nicht ausschließend. Sie schließt den Atheisten aus, wie sie auch eigentlich den Fanatiker der Konfession ausschließt, der sein Bekenntnis für das allein richtige hält. Sie hält am Paritätsstandpunkt fest. Zentrifugalen geistigen Gewalten gegenüber wirkt sie zentripetal. Sie einigt die Menschheit im rein Menschlichen. Die Grundbegriffe Gott, Freiheit, Unsterblichkeit liegen ihr zu Grunde. Die Entartung der politischen Logen läßt keine maurerische Welteinheit aufkommen. Die deutsche Freimaurerei vollzieht als diejenige, welche die alten Pflichten am reinsten zum Ausdruck bringt, die Aufgabe aller Maurerei, wenn es ihr gelingt, die entarteten Großlogen des Auslandes zu diesem Begriff der alten Pflichten wieder zurückzuführen. Christliche Freimaurerei ist ein Teilbegriff; sie erfüllt die Aufgabe der Freimaurerei innerhalb des Christentums, welches Humanität in dem Sinne ist, daß Christus der Obermeister christlicher Logen, der Apostel reinsten Menschlichkeit ist. Liebe Gott und den Nächsten. In dieser Betätigung unserer Toleranz, d. h. der Achtung vor dem Bekenntnis des Anderen erfüllt die echte Freimaurerei eine Kulturaufgabe. Hier ist sie ein selbständiger Kulturfaktor. Die Form der organisierten Kultugesellschaft ist die Loge. Kindlein liebet Euch untereinander: Dieses Testament Johannis, nach dem die Johannislogen ihren Namen haben, ist das Schiboleth aller Maurerei. In diesem Zeichen wird sie auch weiter wirken durch die Jahrhunderte zum Segen der Menschheit.

JUSTUS MÖSER ÜBER FRANZÖSISCHE UND GERMANISCHE FREIHEIT

Von R. Kayser



Es war ein höchst bemerkenswerter Vorgang, als in den „Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst“ die Stürmer und Dränger voll zukunftsreicher Gedanken, Herder und Goethe, sich mit dem Patriarchen Justus Möser zusammenschlossen, um in altdeutscher Baukunst, in Natur- und Kunstdichtung germanischer Völker, in den Anfangszuständen deutscher Geschichte den deutschen Volksgeist zu be- lauschen und der Gegenwart die Quellen neuer Kraft und neuer Schöpfung in der nationalen Vergangenheit zu zeigen. Möser, fast um ein Menschenalter älter als seine beiden Genossen, naturgemäß der Sohn des Jahrhunderts der Aufklärung, weist doch mit jenen entschieden hinaus über seine Zeit ins 19. Jahr- hundert hinein und steht wie eine fremdartige Erscheinung in seinem Geschlecht. Gerade indem er in die Geschichte zurückweist, weist er vorwärts. Indem er alle Theorie ablehnt, die den gedachten Menschen an sich zum Schöpfer ge- sellschaftlicher und staatlicher Ordnung macht, steht er, der unphilosophische Kopf, mit beiden Füßen fest auf seiner westfälischen Erde, findet in den wirk- lichen Menschen und Zuständen seines kleinen Fürstentums Osnabrück das Deutsche, das Menschliche, versteht, wie sie sind, daraus, wie sie geworden sind, und weist so, bei aller Unvollkommenheit der Forschung, den Weg zum geschichtlichen und darum auch zum allein richtigen philosophischen Verständnis menschlicher Dinge. Er kannte nicht, wie einer seiner Schüler es nannte, metaphysische Politik. In glücklicher Vereinigung hatte er, „der ungekrönte Herrscher von Osnabrück“, in seinem Staatswesen Einblick und Mitarbeit an allem gewonnen, und zugleich gaben Kenntnis der Literatur der Kulturvölker und eigne Be- obachtung in England und den vielgestaltigen deutschen Staaten seinem Blick den weitesten Horizont. Indem nun er, der Niedersachse, jene politischen Ab- straktionen in dem französischen Schweizer Rousseau bekämpft, indem er gegen sie streitet, als die französische Revolution sie auf ihre Fahne schreibt, da wird sein Kampf zu einem Gegensatz germanischer gegen romanische Staatsauffassung. So ist es auch nicht Zufall, wenn Grundgedanken Rousseaus noch heute ein nationales Evangelium Frankreichs sind, dagegen Gedankens Mösers, freilich in der neuen, gänzlich veränderten Zeit auch selber umgewandelt, ein wertvollstes Element deutscher staatlicher und nationaler Entwicklung geworden sind, getreu den Überlieferungen des größeren Schülers Mösers, wie man ihn nennen darf, des Freiherrn vom Stein.

Wenn Freiheit und Gleichheit in kürzester Form die „Menschenrechte“ Rousseaus in der Revolution bezeichnen, so stellen wir ihnen Mösers Überzeugung gegen- über. Da mutet es uns nun zunächst fast seltsam und rückständig an, wenn er von einer allgemeinen, gleichen Freiheit nichts wissen will. Nicht einmal persönliche Freiheit beansprucht er für jeden; öfters tritt er durchaus für das Leibeigentum ein, eine Tatsache, die nicht einmal sein guter Freund und Biograph,

Friedrich Nicolai, zu rechtfertigen und nur damit zu entschuldigen weiß, daß Möser nach seinem eignen Geständnis öfters dem Großgrund besitzenden Adel, dem stärksten der Stände im Osnabrückschen, nach dem Munde reden muß. Aber gerade sein geschichtliches Verständnis zeigt Möser, wie das Leibeigentum entstanden ist, indem in den frühen Zeiten des Mittelalters der Geringe sich in den Schutz des Mächtigen begab, daß auch jetzt noch Leute sich freiwillig in solche Abhängigkeit begeben und darin also keinerlei Erniedrigung oder Härte finden, vielmehr den Weg zu Leben und Auskommen, und daß auch heute dieser Zustand, trotz mancher zu entfernenden Härten, noch weit von Rechtlosigkeit entfernt ist. Wenn auch gesicherte wirtschaftliche Verhältnisse es mit der Zeit selbst für die freien Grundbesitzer immer mehr überflüssig, ja schädlich machen, einen Menschen so zu sagen mit seiner Person für geliehenes Gut haften zu lassen, so weiß Möser doch mit Humor und bitterstem Ernst die persönliche Freiheit von ihren dunkeln Seiten in der Erzählung „Der arme Freie“ zu schildern. Ein junger Franzose, der in Genf den großen Philosophen gehört und sich der Leibeigenschaft nicht beugen will, findet die gesuchte und erträumte persönliche Freiheit nirgends, auch nicht im freien Holland, England und Amerika. Er lernt die Freiheit des Fabrikarbeiters kennen, einen Unternehmer reich machen und selber darben zu müssen, während dem mecklenburgischen Gutsherrn der Staat die Verpflichtung auferlegt, seine Leibeignen zu ernähren und für sie zu sorgen; er sieht in Amsterdam arme Westfälinger, die es sich mit der Arbeit blutsauer werden lassen, um sich daheim in das Leibeigentum einkaufen zu können, in das sich so mancher im eigensten Interesse begibt, und zuletzt wird er selbst in London um geringer Schulden willen im Gefängnis der Freiheit beraubt. So tritt hier auch die Leibeigenschaft in das Licht sozialer Zusammengehörigkeit und Verpflichtung, ein Gedanke, den im 19. Jahrhundert Carlyle so einleuchtend entwickelt hat gegenüber der Freiheit des Industrie-Arbeiters, aus dem losen, zu nichts verpflichtenden Arbeits- und Lohn-Verhältnis heraus jeden Augenblick auf die Straße geworfen zu werden und verhungern zu dürfen.

Wenn aber neben der persönlichen, privatrechtlichen Freiheit auch die politische, das Recht der Selbstbestimmung im Staate, zu nennen ist, so wird auch hier Rousseaus Überzeugung von Möser abgelehnt. Zwar zollt auch er hier der rationalistischen Zeitansicht seinen Tribut, indem er alle staatliche Gemeinschaft auf den „Gesellschafts-Vertrag“ zurückführt, wie Rousseau und schon 150 Jahre lang vor ihm die Wissenschaft des Naturrechtes. Aber dieser ist, wie Möser selber zugibt, „in seiner höchsten Richtigkeit vielleicht nur eine idealische Linie“ für die Darstellung des Geschichtsschreibers und kommt zu stande in geschichtlicher Entwicklung, nicht durch plan- und vernunftmäßige Verabredung. Während bei Rousseau das in lauter einzelne, gleiche Glieder aufgelöste Volk die Regierung dem Ganzen überträgt und so die Willkür der einzelnen abgelöst werden kann durch den Despotismus des Staates in seiner unbedingten Zentralisation, so kennt Möser nur Gruppen von Menschen mit gleichen Interessen. Zu ihrer gemeinsamen Pflege, zur Verwirklichung des Rechtes in Gesetzgebung und Gericht und zur Kriegsführung schließen sie einen Vertrag, aus dem die Rechte wie die Pflichten für sie, die freien Grundbesitzer, hervorgehen. Durch einen zweiten Vertrag haben sich die andern, die nicht Grundbesitzer sind, die

Pächter und die Städter, angeschlossen, um Rechte und Pflichten ihrem Vermögen und ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechend zu übernehmen. Wie noch heute das zentralisierte, freie Frankreich der Tyrannei seiner Volksvertretung, des angeblichen Gesamtwillens der Nation, oder vielmehr ihrer tätigsten Führer ausgeliefert ist, dem „demokratischen Despotismus“, wie es Möser nennt, so ging dieser von seinen Osnabrücker Zuständen aus und sah mit Bewunderung auf England, das mit seiner Heimat dynastisch eng verbunden war, und das er aufs genaueste kannte, und ließ sich von Montesquieu beeinflussen, der auf den Einrichtungen Englands seine Staatstheorie aufbaute. Im Zeitalter der absoluten Monarchie ist dann Möser auch ein Gegner der unbedingten Territorialhoheit, ein Vorkämpfer der Standesrechte und -eigentümlichkeiten. Gerade sein Fürstentum hatte sich den ausgeprägten Charakter des Ständestaates bewahrt. Die Fülle der Gegensätze war noch stärker als in dem französischen Großstaat. Lehens- und Untertanenverband, Großgrundbesitz und Hörigkeit, Stadtherrschaft und Bürgerfreiheit, Landeshoheit und ständische Regierung, katholische und protestantische Kirche, im Domkapitel vereint, sie alle standen neben einander. Das wollte so gar nicht in das Schema der Aufklärungspolitik hineinpassen. Für Möser gibt es keine allein seligmachende Staatsform. So betont er denn immer wieder, daß mit dem überall gleichen Menschen an sich ein Staat nichts anzufangen wisse; er kennt nur den Bürger in seiner eigentümlichen Sonderstellung; mit dem bloßen Menschen mag das Reich Gottes zu tun haben. Nur der Besitzer freien Grundeigentums oder, ein Zugeständnis an die fortgeschrittene Zeit, beweglichen Vermögens ist staatlich vollberechtigt; nur für diese Gruppen gilt der Grundsatz politischer Gleichheit, und Möser will sie gar nicht auf alle ausdehnen. Die zurückgesetzten Klassen der Bevölkerung sollen bleiben, wie sie sind, freilich eben so wenig mit Pflichten belastet als mit Rechten ausgestattet. Er geht darin so weit, daß er meint, dem Schneider könne nicht zugemutet werden, so viel Blut für seine Werkstatt zu vergießen, wie der Herzog für sein Herzogtum; die Pflichten gehen eben nicht weiter als die Rechte. Gerade bei dieser Begründung von Standesunterschieden und -vorrechten möchte Möser auch in Deutschland die Einrichtung des englischen Adels sehen, daß nämlich der Adelscharakter nur dem Inhaber des unteilbaren Grundbesitzes zu teil wird, die übrigen der Familie in den Bürgerstand übertreten und ohne Grundbesitz keinerlei Vorrechte der Geburt genießen: eine Meinung, der auch Stein nicht fernsteht. Jedenfalls erscheint für Möser der Adel, die Mittelgewalt zwischen Herren und Untertanen, im sozialen Ganzen als ein notwendiges Glied; er ist ihm der natürliche Vertreter und Beschützer des Bauernstandes; ein Herr, der seine Untertanen nicht schützen kann, verliert sein Recht. So tritt denn Möser bei aller Wertschätzung des Grundbesitzers und des Landbewohners doch entschieden auch für den eignen Charakter des Bürgers ein und schildert mit Stolz und Trauer die vergangene deutsche Bürgerherrlichkeit in der Zeit der Hanse. So soll ihm der Bürger auch seine Selbständigkeit in korporativen Verbindungen, etwa der Gilden und Zünfte, in der Mitarbeit an städtischen Dingen, in Ehrenämtern betätigen. Der Bauernstand aber, die breite Grundlage der gesellschaftlichen Pyramide, die erste Stütze des Staates, muß vor allem gefördert werden. Keiner dieser Stände soll aber eine Kaste sein; jedem einzelnen soll es möglich

sein, zu höhern Gesellschaftsgruppen aufzusteigen, wenn auch keiner gewaltsam aus seinem Stande herausstreben und ihn verachten darf; der Bürger soll sich nicht durch Adelsbrief erniedrigen. Jeder Stand soll geehrt werden, sowie er dem Ganzen nützlich ist, und wie er seine besondere Standesehre hat. In einer Gesellschaft, die trotz aller Schwärmerei für Natur und Volk keine Ahnung von sozialer Gemeinverpflichtung, kein Verhältnis zum eigentlichen Volk, kein Verständnis für seine Leiden und Freuden hatte und nur wohlwollende Bewunderung und Wohltätigkeit kannte, stand hier ein Staatsmann, der den Mann aus dem Volke ansah, wie er wirklich war, und ihn gerade in seiner Sonderart zu schätzen wußte.

So bedeutet für Möser eben die Selbständigkeit der „Zwischenmächte“, der Stände, gegenüber der Staatsgewalt Freiheit, und als Feind der allmächtigen Staatsgewalt sieht er nicht freundlich auf ihr Bestreben, überall das Wohl der Untertanen zu fördern oder zu erzwingen. Denn einerseits warnt er in seinem geschichtlichen Sinne vor schablonenhaften Reformen, welche die Grundlagen gesellschaftlicher Ordnung verkennen und nur zerstören können; andererseits will er, daß gerade die Stände und Berufe sich korporativ zusammenschließen, sich selber helfen und das tun, was der einzelne nicht kann und die Staatsgewalt nicht soll. Hier ist Stein der Schüler Möasers gewesen, als er mit der Gleichheit vor dem Gesetz doch die gesellschaftliche Guppierung anerkannte und die Städteordnung schuf, wie nach ihm etwa die privaten Interessen-Verbände, das Zwangs-Innungs-Wesen entstanden sind.

Möser weiß aber auch, daß die Standesunterscheide aufs engste mit der Sitte, mit sozialen Grundordnungen, mit Empfindungen und Herkommen verbunden sind; so tritt er mit Nachdruck für die Heiligkeit der Ehe, für den Wert des Familienlebens ein, verteidigt Freuden und Spiele des Landmanns und will nichts von einer Aufklärung wissen, die diesem die Welt zerstören müßte, in der er lebt, wie er andererseits es empfiehlt, für ihn ein Handbüchlein des gemeinen Rechtes zu verfassen und seinen Kindern staatsbürgerlichen Unterricht zu geben. In diesem Zusammenhang ist es auch zu verstehen, wenn er, der sich zum Glauben der Aufklärung bekennt, doch Rousseaus Savoyischem Vikar gegenüber die positive, auf Offenbarung gegründete, gemeinsame Religion für notwendig hält, um „Ketten für Bösewichter, mächtige Triebfedern für Schwache und Feige, Trostgründe in den grausamsten Martern, Gewichte gegen tyrannische Fürsten und noch vieles andre“ zu bieten, was die natürliche Religion der Philosophen und nachdenkenden Weisen nicht zu geben vermöge. Wir hören den Geistesverwandten Herders, den Propheten der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts, wenn Möser alles Handeln der Menschen auf „Totaleindrücke“ zurückführt und es für falsch hält, alles aus dem Verstande abzuleiten, wenn er darum gegen Überschätzung der bloßen Verstandesbildung spricht und den Lärm gegen Barbarei nur für die „Losung der gelehrten Marktschreier, die gerne ihre Brillen verkaufen wollen“, erklärt. Es ist doch derselbe Mann, der feinsinnig wie keiner in seiner Zeit gegen Friedrich den Großen die Selbständigkeit der deutschen Literatur vertreten und ihre Gestaltung nach ihrem eigensten Wesen, nach deutscher Volksart anstatt der Nachahmung auch der besten fremden Vorbilder, als ein Pionier deutscher Geisteskultur, gefordert hat. Er

war ein Mann, dem neben der politischen und sozialen Kultur die geistige nicht gleichgültig war. —

Versunken ist die politische Welt, in der Justus Möser lebte. An die Stelle des „Staatenbündels“ im alten Reich ist ein festgeschlossener Bundesstaat, eine Großmacht nicht nur in Europa getreten. Verschwunden sind auch die Standesunterschiede und -rechte des 18. Jahrhunderts vor der gleichen Verteilung bürgerlicher Rechte und Pflichten im neuen Reich und seinen Einzelstaaten; zurückgetreten sind Landbau und -besitz vor der gewaltigen Entwicklung des beweglichen Kapitals, der Industrie und des Handels. Aber Möser's Auftreten gegen Rousseaus Staats- und Gesellschaftsleben können wir noch heute die Wahrheiten entnehmen: daß nicht ein Fantasiebau aus dem Chaos geschaffen werden kann, sondern ein nationales Staatswesen an das geschichtlich Gewordene anknüpfen muß, an das national und persönlich Beschränkte und Verschiedene; daß statt der nachgeahmten Gleichheit die nicht nachzuahmende Verschiedenheit gelten muß, und daß es auch hier „besser ist, Original als Kopie zu sein“; daß es im Staate nicht Menschen, sondern Bürger mit eigentümlichen Rechten und Pflichten gibt; daß wir nicht überall ursprünglich gleiche Naturmenschen sind, sondern von jeher unter dem Einfluß der sozialen Lage nach Besitz, Bildung und Ansichten verschiedene Menschen, unfrei und doch geschützt und reich gemacht durch die Schranken der Sitte, der Ehre und des Glaubens.

Möchte doch dieser Mann heute noch mehr gewürdigt werden, einer der wenigen, die aus vogoethischer Zeit zu den noch lesbaren, ja klassischen Prosa-Schriftstellern zählen! Nachdem er im Charakter der herkömmlichen moralischen Wochenschriften seine Tätigkeit begonnen, hat er solchen Unternehmungen durch seine Patriotischen Fantasien neue Wege gewiesen. Man hat ihn einen deutschen Addison und Franklin genannt; beiden ist er mindestens ebenbürtig, neben ihnen durchaus originell. Er, der kleinstaatliche Beamte der alten Zeit, hat prophetisch eine Fülle zukunftsreicher Anregungen seinem ganzen Volke geschenkt. Eine deutsche Kriegsflotte, ein Volksheer, Schwurgerichte, soziale Gesetzgebung mit Alters-Versorgung, Arbeiterkolonien, Befähigungsnachweis, eine einheitliche deutsche Handelspolitik mit Reichszöllen, Handfertigkeits-Unterricht, Fachschulen für Gewerbetreibende, Realschulen, Belehrung über Bürger- und Volkskunde in den Schulen hat er gehofft oder gefordert, wie er für eine vergleichende Sprachwissenschaft, eine allgemeine deutsche Biographie, Anfertigung geologischer Karten eintrat. Er zeigt, wie der Lokal-Patriot und Lokal-Historiker von seinem begrenzten Kreise aus die weiten Lebensinteressen der ganzen Nation erfaßt. Es ist von sinnvoller Bedeutung, daß das Genie der Natur und Wirklichkeit, Goethe, bei dem Gespräch über Möser's Patriotische Fantasien die Anknüpfung mit Carl August von Weimar in Frankfurt fand: der Dichter, der auch zum Staatsmann werden sollte, der Feind der Revolution, der die Kenntnis mittelalterlicher Zustände für seinen Götz Möser verdankte, mit dem vor allen anderen einsichtsvollen Fürsten, dem Großneffen Friedrichs des Großen, dem preußischen Offizier. So mochte Varnhagen mit Recht sagen, daß seit der Befreiung von der Fremdherrschaft im deutschen Staats- und Volksleben (nicht nur in Preußen und Weimar) nichts Wichtiges vorgegangen sei, wobei nicht die Ideen Möser's mitgewirkt.

ATHENISCHE SONETTE

Von Adolf Ellissen (1815—1872)



or achtzig Jahren weilte ein junger deutscher Gelehrter in dem nach Abschluß des Freiheitskampfes zu neuem Leben erwachenden Griechenland, durchstreifte es nach allen Richtungen, schloß Freundschaft mit den trefflichsten Griechen (Mawrokordatas, Mawromichali, Rangabè) und dachte ernstlich daran, sich zu dauerndem Aufenthalt in Athen niederzulassen, als ihn die Nachricht von dem vor Monaten — so waren damals die Verkehrsverhältnisse — erfolgten Tode seines Vaters und die dringende Bitte der Mutter, schleunig zurückzukehren, traf. So verließ er Griechenland, wo ihm eine glänzende Zukunft gewiß schien, und kehrte in die Heimat zurück, wo er schließlich eine mehr als bescheidene Stellung als Bibliothekar in Göttingen fand. Schon sieben Jahre vorher — 1840 — hatte er dort unter dem Titel „Thee- und Asphodelosblüthen“ ein Bändchen chinesischer, neugriechischer und eigener Gedichte erscheinen lassen, das fast völlig unbeachtet blieb und zum größten Teile makuliert wurde. Die klassischen Übersetzungen hat dann lange nach des Dichters Tode dessen Sohn, Professor Dr. O. A. Ellissen, in Meyers Volksbüchern neu herausgegeben, und so haben sie, wenn auch abermals keine Beachtung von seiten der Kritik, doch ziemliche Verbreitung gefunden (Nr. 618 und 619 auch in einem zierlichen Bändchen vereinigt als „Chinesische und neugriechische Gedichte“). Die eigenen Gedichte Ellissens aber, darunter ein Zyklus athenischer Sonette und Distichen können heute wohl als verschollen gelten, und doch sind gerade diese athenischen Gedichte zweimal erschienen, denn es steht dabei die Bemerkung: „Zum ersten Male gedruckt in Athen 1838“; aber jener Athener Druck dürfte in Deutschland heute noch schwieriger aufzutreiben sein als die „Thee- und Asphodelosblüthen“. Darum glauben wir den Lesern einen Gefallen zu tun, wenn wir einige dieser Gedichte mitteilen in einer Zeit, da das so schmähhlich vergewaltigte Griechenland wieder einmal Gegenstand schmerzlicher Teilnahme für uns ist.

Athen.

In Schutt und Asche lag Minervens Stadt,
Und weinend sah die Göttin auf die Trümmer,
Und nächtlich scholl der Eule Klaggewimmer,
Vertrocknet war des Ölbaums heiliges Blatt.

Doch nicht erlosch das hehre Licht für immer,
Das einer Welt vorangeleuchtet hat;
Ein Dämmerchein, erst ungewiß und matt,
Glänzt bald als heller, frischer Morgenschimmer.

Und wundersam erstehn aus Schuttos Nacht
Der Götter und Hero'n geweihte Hallen,
Es formt sich neu, was halb in Staub zerfallen.

Und segnend sieht die auferweckte Pracht,
Schirmt ihres Volkes freudiges Beginnen
Pallas von ihres hohen Tempels Zinnen.

Parthenon.

Fremdling, den der Drang der Sehnsucht, in der Vorwelt Grab zu schauen
Über Länder, über Meere an den Strand von Hellas führt,
Sei gedenk, daß solchem Grabe wohl der Sehnsucht Zoll gebührt,
Zu dem hohen Sarkophage tritt mit heilger Ehrfurcht Grauen.

Wen nicht mehr gefallne Größe als der Glanz des Lebens rührt,
Meide jenen Fels, wo Trümmer hoch sich über Trümmer bauen,
Jenen Tempel, für Äonen herrlich einst in Stein gehauen,
Wo der Geist den Hauch des Geistes einer toten Welt verspürt.

Aber freudig rauscht sein Wehen durch den öden Parthenon;
Liebend huldvoll schaut die Göttin wieder auf den alten Thron.
Wohl gebrochen sind die Säulen, und es sank des Tempels Dach,

Doch das Elend ist zu Ende, ausgetilgt der Knechtschaft Schmach,
Stadt und Land sind freigeworden unter blutig heißem Ringen,
Neue Kunst und neues Leben mag der Freiheit Sonne bringen!

Stadion.

Wie wölbte sich hoch auf rauschendem Strom in mächtigem Bogen die Brücke;
Wie drängte mit Macht in des Stadions Raum, wettkämpfend das Ziel zu umjagen,
Der Jünglinge Schar mit der Rosse Gewühl auf der Reihe geflügelter Wagen!
Mit Sturmesgewalt treibt jeden die Furcht vor des Zufalls wechselnder Tücke.

Den Kampf überschaut von marmornem Sitz das Volk mit lautem Behagen;
Es harrt, daß der Sieg mit des Ölbaums Zier den Liebling, den glücklichen, schmücke,
Und der Sieger enteilt in den heiligen Hain, zu danken dem helfenden Glücke,
Zu Tyches Altar, vom jubelnden Chor der Stammesgenossen getragen.

Die Brücke zerfiel, der Strom ist versiegt, der blendende Marmor verschwunden;
Du forschest vergebens nach Trümmern der Pracht, nicht wird ihre Spur mehr
gefunden;
Das Leben verstummt im verödeten Raum, die letzten Ruinen versanken.

Doch mochte verhallen der tosende Lärm des Kampfs in des Stadions Schranken,
Den edleren Wettlauf zum höheren Ziel hat Griechenland rüstig begonnen;
Heil ihm! wenn die Enkel im herrlichsten Kampf die Krone des Sieges gewonnen.

Markt.

Aus Gräbern der Erinnerung entschwundener Äonen,
 Aus dem Asphodelosgefeld vor Plutos finstrer Schwelle
 Lockt mich des Lebens heitrer Glanz zur frischen Tageshelle,
 Wo schimmernd wogt ein Farbenmeer, ein Feld voll Anemonen.

Es ist des Volks gedrängte Schar in rastlos reger Welle,
 In bunter Kriegs- und Friedenstracht die Söhne aller Zonen,
 In leichtgewobenem Seemannskleid, die auf den Inseln wohnen,
 Der Pallikar im Waffenschmuck mit Fes und Fustanelle.

Es flutet auf und flutet ab in lustiger Bewegung,
 Im Geist des Schauenden erwacht des Frohsinns muntre Regung,
 Er sieht die alte Griechenwelt vor seinem Blick erneuet;

Er sieht ein Volk, das leichten Sinns des Augenblicks sich freuet,
 Das kühnen Mutes widerstand dem dräuenden Verhängnis,
 Und schnell am guten Tag vergißt die Jahre der Bedrängnis.

Propyläen.

Breite Stufen, glatte Marmorwände,
 Hohe Pfeiler, schlanke Säulenreihen,
 Stolzer Bau! so mußtest du gedeihen,
 Daß dein Fall der Menschheit Namen schände?

Aber mochten wilde Kriegsbrände
 Prasselndes Verderben um sich speien,
 Wohl zertrümmern, nimmer dich entweihen
 Konnten Ares wutentbrannte Hände.

Wie den Festzug der Panathenäen,
 Wenn im reichen Schmuck das Schiff Athenens
 Einzug durch die hohen Propyläen,

Seh ich mit den Mienen stillen Sehns
 Nach Athens begrabnen goldnen Zeiten
 Hehre Schatten stumm vorübergleiten.

Bogen Hadrians.

Im roten Abendsonnengold
 Erglänzt des edlen Kaisers Bogen,
 Der der Minervestadt gewogen,
 Weil ihm die Göttin wohlgewollt.

So schien der Ruhm, auch längst entflohen,
 Auf Tyche's Rädern fortgerollt,
 Als Abendsonne mild und hold,
 Dem Lande, das ihn großgezogen.

Und an dem Strahl vom Horizonte
Hesperiens erquickt und sonnte
Sich neu Athens ergraute Pracht.

Der Abend wich der tiefen Nacht,
Die Hellas Todesschlaf bedeckte,
Bis schönres Morgenrot es weckte.

Auf dem Lykabettos.

Ich seh ein buntes glanzerfülltes Bild
Wie eine Traumwelt sich vor mir verbreiten,
Es gießt sich aus in ungemessne Weiten,
Das Aug' ermattet, doch die Seele schwillt.

Das Meer, aus dem ein Kranz von Inseln quillt,
Athen, das Grab von tausend Herrlichkeiten,
Und Berge rings aus goldnen Fabelzeiten,
Der ewge Himmel drüber, klar und mild.

Die trunkne Seele drängt sich in die Augen,
Der Blick ist weit und wähnt sich doch beengt,
Er möchte fliegen und doch fest sich saugen. —

Verschweig das Lied, das sich zur Lippe drängt,
Denn was dein Mund mag sagen oder singen,
In Sphärenlauten müßt es hier verklingen.

Ölwald.

Seid mir gegrüßt, ihr dunklen Friedensbäume,
Dreitausendjähriger gepriesner Wald!
Dein Säuseln wiegt mit magischer Gewalt
Des Wandrers Herz in längstvergeßne Träume.

Ich wandle stumm durch die geweihten Räume,
Wo Platons hohe Worte einst verhallt,
Wo der Kephissos still und zögernd wallt
Durch seiner Ufer Anemonensäume.

Die Seel' ist matt vom weiten, irren Lauf,
Sie schmachtet lechzend nach dem süßen Frieden,
Den Pallas ihrem alten Hain beschieden.

Nimm, düstrer Wald, den Fremdling freundlich auf;
Wie Ödipus, dem armen, lebensmatten,
Vergönn ihm Ruh in deinem heiligen Schatten!

STREIFLICHTER

Das Reformationsjubiläum und die Aufhebung des Jesuitengesetzes. Am 31. Oktober d. J. sind vierhundert Jahre vergangen, seitdem Luther seine weltbewegenden Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hat. Von diesem Tage ab rechnet der deutsche Protestantismus seine Befreiung von der ihm fremdartigen Macht der römischen Hierarchie, und darum ist es verständlich, daß das Datum gerade dieses Ereignisses wie zuerst im Jahre 1817 so auch nun wieder für die Säkularfeyer der ganzen Reformation in Anspruch genommen worden ist. War vor hundert Jahren dieses Jubelfest der Anstoß für die versöhnende Union zwischen der lutherischen und reformierten Kirche in Preußen, so erhofft man auch jetzt wieder in Zusammenhang mit den tief erschütternden Wirkungen des gegenwärtigen Weltkrieges eine segensreiche Neubelebung der reformatorischen Geisteskraft. Da aber ist es nun geschehen, daß gerade in diesem Jubeljahre von der obersten Staatsbehörde der Beschluß gefaßt worden ist, das formell noch immer geltende Ausnahmegesetz gegen den Jesuitenorden aufzuheben. Darüber ist in weiten Kreisen der protestantischen Bevölkerung eine große Mißstimmung entstanden, nicht zum wenigsten gerade deshalb, weil dieses Vorgehen geradezu als eine Beeinträchtigung der bevorstehenden Reformationsfeier empfunden wird. Wäre das im ersten oder zweiten Kriegsjahre getan worden, so wären auch die Gegner jener Beseitigung des Jesuitengesetzes leichter darüber hinweggekommen. So aber fühlen sich selbst viele der ruhiger Denkenden eben deswegen verletzt, weil man gerade das Jahr 1917 dazu ausersehen hat. Ich kann diese Auffassung verstehen und würdigen, aber ich kann mich ihr nicht anschließen. Gewiß ist der Jesuitenorden, wie er dem Geiste der Gegenreformation seine Ausgestaltung verdankt, ein solcher der entschlossensten Propaganda, und daher wird sich die nie ganz zu beseitigende Spannung zwischen dem Protestantismus und Katholizismus in erster Linie gerade an dem Wirken der Gesellschaft Jesu erfassen. Man darf es sich nicht verhehlen, daß der Protestantismus seinen schärfsten und gewandtesten Gegner am Jesuitismus hat! Aber wo der Gegensatz aufhört, da hört auch das Leben auf; und vollends ist eine große Wirksamkeit der Individuen und Nationen nicht mehr denkbar, wo man den Kampf um die Austragung der tiefsten Gegensätze auf irgend eine Weise äußerlich fernzuhalten sucht. Ein solches Ausschalten gegnerischer Mächte ist immer das Zeichen einer jeweiligen Schwäche, und eine Nation ist erst dann auf der Höhe ihres Daseins, wenn sie Kraft genug in sich fühlt, auch das schwerste Ringen siegreich zu bestehen. So angesehen, stellt sich auch in dem vorliegenden Falle die Sache anders. Als das Deutsche Reich eben gegründet war, da handelte es sich darum, zunächst die Befestigung seines äußeren Bestandes auf jede Weise zu sichern, so daß alles andere in den Hintergrund gedrängt werden mußte. Seitdem aber sind mehr denn vierzig Jahre vergangen, und da hat gerade dieser große Weltkrieg den Beweis erbracht, daß unseres Reiches Macht und Herrlichkeit so felsenstark gefügt ist, um nun auch die großen inneren Spannungen des geistigen Lebens sich frei auseinandersetzen zu lassen. Mag daher vor vier Jahrzehnten die Sorge berechtigt gewesen sein, daß die Tendenzen des Jesuitismus auf unseren jungen Nationalstaat zersetzend hätten wirken können, so besteht diese Furcht heute nicht mehr. Denn das erste Große, was uns dieser schwerste aller Kriege gebracht hat, ist die unerschütterliche Gewißheit, daß die Kraft unseres nationalen Gemeingeistes durch keine internationalen Bestrebungen mehr gefährdet ist. Das aber gilt auch für die Gegensätze des religiösen Lebens, in dem doch alle bedeutenden Hervorbringungen eines Volkes ihre tiefste Wurzel haben. Wenn daher eben jetzt das Jesuitengesetz fallen gelassen wird, wofür anders ist dies der lebendige Ausdruck als dafür: der protestantische Geist unseres Staatswesens ist gestärkt und gereift genug, um in seinem Machtbereich

allen religiösen Sonderbestrebungen volle Bewegungsfreiheit gewähren zu können! Das ist das wahrhaft erhebende und freudige Ergebnis, das erst in diesen schweren Zeiten unseres größten Freiheitskrieges zur Vollendung gediehen ist; ein Ergebnis, für dessen Erhaltung und gesunde Weiterbildung der Protestantismus als der Führer des Ganzen nun aber auch alle seine Kräfte einsetzen muß. Nicht ein Zeichen der Schwäche, sondern der gediegenen Stärke ist es daher, daß man jenes Ausnahmegesetz wieder preiszugeben wagen kann; und daß dies gerade im Jahre des Reformationsjubiläums beschlossen wurde, muß uns über alle temporären Gründe hinaus wie das Walten einer höheren Vorsehung anmuten. Was hätte also der Feier dieses reformatorischen Festes für ein schönerer Kranz gewunden werden können, als die öffentliche Bestätigung vor aller Welt, daß sich der Geist des deutschen Protestantismus zum wahren Träger der religiösen Freiheit erhoben hat! Es ist eine der großen Paradoxien der Weltgeschichte, daß gerade das Jesuitentum den Anlaß dazu geben mußte, dem Protestantismus das Bewußtsein seiner überragenden und gefesteten Geistesfülle zu geben. Das Wahrzeichen der Reformationsfeier vom Jahre 1917 ist die endgültige Verwirklichung des erhabenen Prinzips von der Freiheit des Christenmenschen.

Ferd. Jak. Schmidt

Im Jahre 1713 erschien ein kleines Buch: Zweyer Guten Freunde vertrauter Brief-Wechsel vom Wesen der Seelen . . . Haag (richtig: Jena), das den Leib-Medicus bey dem Fürsten von Fürstenberg Bucher zum Verfasser hat (s. Zeitschr. f. Bücherfreunde Jg. 12, Beibl. 6, S. 7/8). F. A. Lange widmete in seiner Geschichte des Materialismus (Tl. 1, S. 423 ff. Reclamsche Ausg.) diesem hochwichtigen Büchlein eine ausführliche Besprechung. In der Schrift steht folgendes Urteil über Comenius: „Noch thümmer aber ist's, wenn sie von dem Wesen der Seele reden; ich mag nicht sagen, was ich vor Gedanken habe, wenn ich die unreife Geburt beym Herrn Comenio, salvo honore, Orbe picto, aus lauter Puncten bestehend sehe, ich danke Gott, daß ich nicht mit spiele, und so viel Unrath im Leibe habe“.

Wolfstieg

Unser verstorbener Vorsitzender, L. Keller, legte viel Wert auf die Pflege unserer Weltanschauung in der akademischen Jugend, der er mit einer gewissen Vorliebe die Ideen der Toleranz, der Humanität und allgemeinen sozialen Wohlfahrtspflege nahe zu bringen suchte. Es gelang ihm das nur mit Mühe; er kam bei der Interesselosigkeit eines großen Teiles unserer Studentenschaft hier nur Schritt für Schritt langsam weiter. Er hoffte in den letzten Wochen seines Lebens noch, daß der Krieg auf diesem Gebiete den großen Erzieher spielen werde. Nun bringt das letzte Heft der „Allgemeinen Rundschau“ (Jg. 14. 1917, Nr. 16) einen Aufsatz von W. Timmen: Zusammenschluß der gesamten katholischen Studentenschaft zu einem Zentralverbande, der zeigt, daß die Gegner unserer Weltanschauung energisch an der Arbeit sind, zum bevorstehenden Frieden Spaltung in die Nation zu bringen, um ihre Interessen zu wahren. Der Zusammenschluß soll im Gegensatz zum Zusammenschluß der gesamten deutschen Studentenschaft zur Vertretung allgemeiner studentischer Interessen „zur Vertretung ihrer besonderen katholischen Interessen erfolgen. Es heißt da: „Der Krieg .. hat eine neue Zeit hervorbrecen lassen. Ihr müssen auch unsere Korporationen Rechnung tragen, vereint müssen sie überlegen, welche studentischen Einrichtungen und Gebräuche veraltet sind. . . . Es muß den katholischen Studenten klar werden, daß sie ihre Weltanschauung am besten im Kreise gleichgesinnter Freunde pflegen können, und daß sie aus diesem Grunde auch in eine katholische Korporation gehören“. Es wäre furchtbar! Nach diesem Riesenerlebnis der gesamten deutschen Nation wieder die Spaltung von vornherein! Nichts gelernt und nichts

vergessen! Aber wir werden damit rechnen müssen, daß die Spaltung durchgesetzt wird. Dissite moniti!
 Wolfstieg

Vor einiger Zeit hat der den Lesern der M.C.G. bekannte R. Pust in den Blättern für Münzfreunde, Jg. 43 Nr. 5-6, den Anteil festgestellt, welchen Joh. Val. Andreae an der Prägung der berühmten Glockentaler des Herzogs August d. J. von Braunschweig gehabt hat. Dieser Anteil ist nicht groß und hat der schönen Idee des Fürsten, die Rückgabe seiner Residenz Wolfenbüttel September 1643 auf diese Weise festzuhalten, leider mehr geschadet als genützt, da die auf Andreaes Anraten erfolgte Prägung des vierten Talers ein fremdes Element in die ursprüngliche Konzeption des Herzogs hineintrug. Bemerkenswert bei der ganzen Sache ist nur, daß man aus dem an jener Stelle mitgeteilten Briefwechsel des Herzogs und Andreaes wieder so recht erkennen kann, wie Andreae es verstand, Geld aus dem ihm freundlichen Herzoge herauszupressen. Man sollte diesen Charakterfehler Andreaes, die Habgier, immer im Auge behalten, wenn man an die Erklärung so mancher noch heute rätselhaften Handlung des Württembergers herantritt. Es geschah bei ihm durchaus nicht alles aus sachlichen geistigen Interessen. Sollte in der ganzen Rosenkreuzerei nicht die Geldmacherei auch eine Rolle gespielt haben? Zuzutrauen wäre es dem braven Andreae. Wolfstieg

Zentralstelle für Volkswohlfahrt. — In einer soeben erschienenen kleinen Schrift: „Der Zentralstelle für Volkswohlfahrt zu ihrem fünfundzwanzigjährigen Bestehen“ schildert Dr. R. v. Erdberg in kurzen Zügen die Entstehung und Entwicklung dieser dem Gemeinwohle gewidmeten Organisation, die Ende des abgelaufenen Jahres, dem Ernste der Zeit angemessen, in aller Stille den fünfundzwanzigjährigen Jahrestag ihrer Begründung begangen hat. Ende 1891 durch den damaligen Handelsminister Freiherrn v. Berlepsch unter Julius Posts Leitung als „Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen“ ins Leben gerufen und 1906 auf Anregung des Grafen Douglas mit erweiterten Zielen in eine „Zentralstelle für Volkswohlfahrt“ umgewandelt, hat sie unter ihren vier Vorsitzenden Staatssekretär Dr. Carl Hertzog (1891—1902), Staatssekretär D. Dr. v. Jacobi (1902—1903), Staatssekretär v. Hollmann (1903—1906), und Staatsminister Th. v. Möller (seit 1906) und nach Posts Tode (1906) unter der Geschäftsleitung von Professor Dr. H. Albrecht eine weitverzweigte anregende und zusammenfassende Tätigkeit auf allen Gebieten der Wohlfahrtspflege ausgeübt. Wohnungsfrage, Fabrikwohlfahrtsflege, Jugendpflege, freies Volksbildungswesen, soziale Hygiene, in neuester Zeit insbesondere das Bevölkerungsproblem, sind es in erster Linie gewesen, denen ihre vielfach grundlegenden Arbeiten gewidmet waren. Durch die von ihr herausgegebenen Zeitschriften, durch eine lange Reihe monographischer Bearbeitungen und gelegentlicher Flugschriften und Merkblätter, durch Kongresse und Konferenzen, durch Veranstaltung von Lehrgängen, durch Materialsammlung und Auskunfterteilung hat sie befruchtend für den Fortschritt auf allen diesen Gebieten gewirkt, daneben aber auch vielfach durch Mitarbeit ihrer Angestellten unmittelbar in die Praxis eingegriffen und Musterbeispiele von Einrichtungen ins Leben gerufen, die vorbildlich für zahlreiche Neugründungen in allen Teilen Deutschlands geworden sind. Auch auf die heute alles verdrängende Kriegsarbeit hinter der Front hat sie, u. a. durch Herausgabe einer weitverbreiteten Korrespondenz für Kriegswohlfahrtsflege, einen vielfach bestimmenden Einfluß ausgeübt. — Es besteht die Absicht, wenn ruhigere Zeiten hierfür mehr Muße lassen, in einem größeren Werke Rechenschaft von der fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit der Zentralstelle abzulegen. Der jetzt als eine Abschlagszahlung auf dieses Vorhaben erschienene kurze Abriß wird auf Wunsch von der Geschäftsstelle, Berlin W. 50, Augsburgstraße 61, abgegeben.

GENERALVERSAMMLUNG DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

am 27. April 1917

BERICHT ÜBER DIE VORSTANDSSITZUNG

Anwesend waren außer dem Unterzeichneten die Herren: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wolfstieg, Gymnasialdirektor Dr. Wetekamp, Reichstagsabgeordneter Prof. Dr. Eickhoff, Lyzeumsdirektor Dr. Buchenau, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Dziobek, Verlagsbuchhändler Unger, Stadtbibliothekar Prof. Dr. Fritz.

Von dem Vorsitzenden wurde zunächst eine Übersicht über die Wirksamkeit der Comenius-Gesellschaft im Geschäftsjahre 1916 gegeben. Daraus ging hervor, daß doch trotz der ungünstigen Zeitumstände von unserer Gesellschaft eine verhältnismäßig lebhafte Tätigkeit entfaltet worden ist. Insbesondere wurde unausgesetzt den Angelegenheiten des Volksbildungswesens die nachdrücklichste Teilnahme zugewandt. Wie einflußreich ferner unsere Monatshefte waren, geht namentlich daraus hervor, daß aus den Schützengräben heraus eine erfreuliche und überaus lebhafte Teilnahme an unseren Bildungsbestrebungen zu vermerken ist.

Auch in dem verflossenen Winter wurden wieder vier öffentliche Comenius-Abende veranstaltet und zwar in dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Infolgedessen wurde der Königlichen Behörde erneut der Dank ausgesprochen für die unentgeltliche Überlassung jener Räume zu dem genannten Zweck. Hier wurde im November ein Diskussionsabend über das Problem der Einheitsschule veranstaltet, zu dem Herr Direktor Wetekamp den einleitenden Vortrag hielt. Im Dezember sprach Frau Dr. Else Hildebrand über: „Die skandinavischen Volkshochschulen und ihre Bedeutung für Deutschland“. Den Januar-Vortrag hielt der Unterzeichnete über: „Der an die Manen Lessings anknüpfende Pantheismusstreit“. An dem Februar-Abend erörterte Herr Direktor Buchenau das Problem: „Die pädagogischen Voraussetzungen und die Organisation der Frauenlehrzeit“. Am Tage der General-Versammlung selbst wurde von Herrn Prof. Fritz das Thema „Die nationale Bedeutung des Volks-Büchereiwesens“ eingehend besprochen.

Die Wahl der Herren: Direktor Dr. Goebel-Marnheim und Dr. Jan van Delden-Gronau, zu Vorstandsmitgliedern wurde auch von der General-Versammlung einstimmig gutgeheißen. In derselben Weise wurde der Beschluß gefaßt, die Tochter unseres allverehrten früheren Vorsitzenden Fräulein Maria Keller in den Vorstand zu berufen.

Nachdem die Kassenverhältnisse von den dazu ausersehenen Herren Revisoren eingehend geprüft und für richtig befunden worden waren, wurde dem Herrn Schatzmeister Entlastung erteilt.

Mit der Bitte, an alle Mitglieder unserer Gesellschaft das freundliche Ersuchen zu richten, daß ihr eine größere Anzahl neuer Mitglieder zugeführt werde, wurde die Tagung geschlossen.

Ferd. Jak. Schmidt

LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

IX. Jahrg.

Berlin, im Mai 1917

Nr. 3

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin - Grunewald, Hohenzollerndamm 55

BERGSON, HENRI und das Problem des Verhältnisses zwischen Leib und Seele. Kritische Anmerkungen zu Bergsons Buch „Materie und Gedächtnis“ von Dr. Dietrich Heinrich Kerler. Ulm: Kerler 1917. 18 S. 8°. M 0,80.

Der Pariser Modephilosoph H. Bergson hatte den Anspruch erhoben, das psychophysische Problem auf eine neue Basis gestellt und seiner Lösung zugeführt zu haben. Jetzt hat D. H. Kerler sein Machwerk, auf Grund dessen er jenen Anspruch erhob, mit deutscher Gründlichkeit als Fachmann unter die Lupe genommen und festgestellt, daß ebenso wie Bs. Bildertheorie — seine glänzende Grundlage für seinen Anspruch — sich als gänzlich unzulänglich erwiesen hat, B. auch mit seinen Behauptungen über das Verhältnis von Leib und Seele nur die heillosste Verwirrung angerichtet hat. Kerler protestiert mit Recht gegen eine Methode des Philosophierens, die die Unbestimmtheit in den Begriffen zum Grundsatz erhoben zu haben scheine. Die Abfuhr ist dem windigen Franzosen zu gönnen. Wolfstieg

Das Buch der Gottesfreunde. Deutsche Stimmen der Gegenwart über Gott und Religion. Gesammelt und herausgegeben von Karl Josef Friedrich. Gotha: F. A. Perthes 1917. X, 191 S. 8°. M 5.

Ein frommes Buch. Es ist ein Sammelwerk mit etwa 25 Beiträgen in Poesie, schön ausgestattet mit Kunstbeilagen und Handschriftenproben, ein Buch für feierliche stille Stunden. Wer Anregung zu religiöser Betrachtung braucht und sich doch erfreuen will an Schönheit der Gedanken und der Sprache, dem sei dieses Buch empfohlen. Wolfstieg

DEUSSEN, PAUL: Vedânta, Platon und Kant. Wien: Urania 1917. 86 S. 8°. M 1. (Urania-Bücherei Bd. 2.)

Es gibt unter unseren Universitätsprofessoren kaum jemand, der es so ausgezeichnet versteht, populär zu schreiben, ohne doch der Wissenschaft irgendetwas zu vergeben, wie gerade D. Darum hören wir Bibliotheksbeamten, aus dem Publikum heraus oft die Bitte: Wenn D. über das Thema geschrieben haben sollte, dann bitte doch das Buch. Nun liegt hier wieder eine kleine Schrift des beliebten Verfassers vor, die sich mit Philosophie, namentlich vergleichender Religionsphilosophie und Metaphysik, befaßt und wieder ausgezeichnet ist. Verfasser geht von Kant aus, um nachzuweisen, daß die Grundlehren Kants aller Religion zur unentbehrlichen Voraussetzung dienen, geht dann

auf die Veden ein, deren historische Entwicklung und religiöse Bedeutung er aufzeigt und wendet sich dann zum Griechentum. Hier bespricht er nicht nur Plato, worauf der Titel schließen läßt, sondern vornehmlich auch Parmenides, „ohne welchen Platon nicht verstanden werden kann“, alles kurz, schlagend und lichtvoll. Darauf folgt eine kleine Abhandlung über Kultur und Weisheit der alten Inder mit einer Schlußvergleihung von Buddhismus und Christentum. Ich brauche die Arbeit kaum zu empfehlen, sie empfiehlt sich selbst.

Wolfstieg

Hauptfragen der Lebensgestaltung. Von Prof. D. Dr. A. W. Hunzinger. Leipzig: Quelle & Meyer 1916. 160 S. 8°. M 1. geb. M 1,25. (Wissenschaft und Bildung Bd. 136.)

Die Frage nach der Lebensgestaltung wird immer ernster und dringender; Lebenskunst zu üben ist eine der Betätigungen, der der gebildete moderne Mensch mit immer größerem Fleiße obliegt und obliegen muß. Die ganze Frage ist heute des Nachdenkens und des Schweißes der Edlen noch mehr wert, als je vorher. Nun hat Hunzinger in dem vorliegenden Buche, das aus Vorlesungen vor größerem Publikum entstanden ist, eine ausgezeichnete Einführung in den Aufbau solcher Lebenskunst gegeben, eine Einführung, die niemand ohne Nutzen aus der Hand legen wird. Das Werk ist tiefgründig, umfassend und hebt die Probleme scharf hervor. Man kann dem Führer, der uns durch die verschiedenen Lebensanschauungen führt, wohl vertrauen, zumal dieser Theologe geneigt ist, das ganze Leben auf die Grundlage der Religion zu basieren, was auch ich für das einzig richtige halte. Namentlich die Abschnitte über Persönlichkeitsideal und Pessimismus sind ganz hervorragend in dem Buche. Rederei und Predigtton sind ganz vermieden, alles scharfe und klare Probleme mit Hervorhebung der Anschauungen einzelner bedeutender Persönlichkeiten, vor allem Schleiermachers. Wo sind die Zeiten hin, in denen A. Ritschl seinen Schülern sagen konnte, er lasse sie ohne Lotsen nicht durch die Klippen Schleiermacherscher Theologie und Philosophie fahren! Heute wird die Anschauung des großen Theologen Gott sei Dank wieder von allen Kanzeln und allen Rednerpulten herab dem Volke als moderne Weisheit gepredigt und wir halten uns an ihn, um unser Leben weise, stark und kunstvoll zu gestalten. Möge auch dieses kleine, schöne und billige Buch dazu beitragen, dessen Verfasser unser Dank in hohem Grade gebührt.

Wolfstieg

Heimat und Arbeit von Dr. Theodor Scheffer. Leipzig: Haase 1917. 124 S. 8°. geb. M 2,50.

Wir haben hier ein politisch-pädagogisches Buch vor uns, das das Leben nach dem Frieden vorbereiten will. Der Verfasser widmet diese Arbeit denen, die für Heimat und schaffende Arbeit immer neue Beleuchtung suchen, um in die Erziehung zu Heimat und Arbeit immer tiefer einzudringen, also vornehmlich an Eltern und Lehrer. Der Verfasser geht von der Heimat aus, führt uns in die „Einrichtungen“ und Gewohnheiten hinein, in denen wir leben, und kritisiert sie, damit wir erkennen, wo die Arbeit, der Kampf um die Heimat einzusetzen hat. Man sieht bald, wo hinaus der Verfasser gehen will; er möchte den Heimatgarten hienieden mit dem Gottesgarten, d. h. dem Reiche Gottes, ausgeprägt in irdischen Einrichtungen nach Gottes Gesetzen, die wir in unserem Gewissen tragen, soweit es angeht, zu einer Einheit verschmelzen. So richtet er denn auch seine „Pädagogische Politik“ ein; er schildert diese selbst als diejenige Arbeit an der völkischen Gemeinschaft, die ihre Wurzel nicht in Parteimeinungen und in Interesseschichten hat, sondern in der Überzeugung, daß die vollkommene Welt in

reinem Kindersinn liegt und daß wir sie diesem annähern müssen, um sie vollkommener zu machen. Verfasser stellt sich zu der Partei der Kinder und will vermitteln zwischen ihnen und der Welt, d. h. zwischen Gegenwart und Zukunft. Wolfstieg

Im Siegessturm von Lüttich an die Marne. Erlebnisse eines Mitkämpfers aus den ersten Wochen des Weltkrieges von Dr. Herm. Lorisch, Oberleutn. d. Res. Mit 6 Kartenskizzen und einem Briefanhang aus dem Kriege 1870/71. Leipzig: Quelle & Meyer 1917. VII, 186 S. 8^o. geb. M 3,40.

Aus den ersten Tagen des Weltkrieges erzählt sehr lebhaft der Verfasser. Man hört ihm gern zu. Er war erst bei einer der Sturmbrigaden des Generals v. Emmich, dann bei der Armee Kluck. So machte er am 7. September die Schlacht am Ourcq (Marne-schlacht) mit, wo er verwundet wurde und zurückgehen mußte. Wolfstieg

Kaiserworte. Ausgewählt von Dr. Friedrich Everling. Berlin: Trowitzsch & Sohn 1917. 247 S. 8^o. geb. M 2,50.

Es ist ein Kaiserbild, das hier in Aussprüchen S. M. und orientierenden Einleitungen und Verbindungsworten mosaikartig, aber sprechend ähnlich hergestellt ist. Man sieht den jugendlichen Herrscher sich entwickeln und emporwachsen zu der Gestalt, die er heute in der Vollreife darbietet. Wolfstieg

KESSLER, Dr. KURT: Das Problem der Religion in der Gegenwartphilosophie. Leipzig und Berlin: Klinkhardt 1917. 66 S. 8^o. M ? [nicht im Hinrichs].

Sechs Aufsätze, die zuerst in der Preußischen Kirchenzeitung erschienen sind. Verf. bespricht die Auffassung des Religionsproblems durch die Neukantianer, und von Seiten Rehmkes, Vaihingers, Wundts und Euckens und bespricht zuletzt die Hauptprobleme der Religionsphilosophie. Es wird die Comenius-Gemeinde gewiß freuen zu hören, daß sie die Philosophie Vaihingers bei aller Anerkennung der Verdienste seines Buches Philosophie des Als Ob doch kritisch abweist und sich der Gedankenwelt E. Troeltschs und R. Euckens zuwendete, deren Gedankenführung auch die unserige ist. Eucken hat, so sagt der Verfasser, unwiderleglich gezeigt, daß die notwendige philosophische Begründung der Religionswissenschaft nur vom spekulativen Neidealismus her möglich ist und wie sie zu erfolgen hat. Die Zukunft wird ihm immer mehr Recht geben. Das glauben wir auch. K. hat die Gabe klar zu denken und sicher und ruhig die Darstellung zu führen. Die kleine Schrift sei unseren Freunden herzlich empfohlen. Wolfstieg

PRIEBE, HERMANN. Gedenke, daß Du ein Deutscher bist! Ein Lebensbuch für die Jugend, Berlin 1916, Verlag von Martin Warneck. 8^o. 113 S. Geb. M 1,80.

Verfasser hat seiner Arbeit vielfach die Gedanken Arndts in seinem „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ zugrunde gelegt und geht daher von dem richtigen Hauptgedanken aus, daß unsere Jugend, die das Erbe der gewaltigen, so vielfach umgestaltenden Gegenwart treu zu bewahren und zu mehren hat, vor allem in edler, christlich-deutscher Gesinnung zu erziehen sei, damit die ungeheuren Opfer, die uns der Weltkrieg auferlegt hat, nicht vergeblich dargebracht erscheinen. Das Buch, dessen Inhalt zwar zunächst für die reifere Jugend bestimmt, aber auch für den heranwachsenden Mann in allen seinen Teilen wohl beherzigenswert ist, vermeidet

mit Recht den trocknen Lehrton ähnlicher Schriften und gibt deshalb dem Leser überall bestimmte Ratschläge in jeder Lebenslage, ohne besondere Warnungen hinzuzufügen.

Als goldener Faden zieht sich durch die ganze Arbeit der Hinweis auf die große Macht des alten Deutschen Reiches, die allmählich durch innere Streitigkeiten aller Art und Schwäche mehr und mehr verhaßt sei, um im Jahre 1871 in ungeahnter Herrlichkeit wieder von neuem zu erstehen und weiter zu erstarken, hindurch und im Zusammenhange damit die durch die ruhmreiche Entwicklung unseres Vaterlandes in der neuesten Zeit begründete ernste Mahnung an die deutsche Jugend der Gegenwart und Zukunft, die alten deutschen Tugenden der ernsten Arbeit, der Frömmigkeit und Gottesfurcht, der Herzensreinheit, des unverbrüchlichen Gehorsams, der Zucht und Mäßigkeit, der todesmutigen Hingabe und selbstlosen Opfergesinnung mit immer größerem Ernste zu pflegen. So schließen denn auch alle der 22 einzelnen Abschnitte, aus denen das Buch besteht, mit den Worten: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“

Die Überschriften der genannten Kapitel lauten, der Reihe nach: 1. Wie dein Volk ward! 2. Von der Schönheit deiner Heimat. 3. Es ist eine Lust zu leben! 4. Von der Pflicht gegen das Vaterland. 5. Werde etwas, damit du etwas bist! 6. Von der Schönheit der Jugend. 7. Von dem Ernst der Jugend. 8. Von Frömmigkeit und Gottesfurcht. 9. Folge ihm nach! 10. Von der Gesinnung. 11. Freiheit, die ich meine! 12. Von der Wahrheit. 13. Reines Herzens. 14. Von Dienen und Demut. 15. Sei getreu! 16. Von Zucht und Mäßigkeit. 17. Arbeiten! Arbeiten! Arbeiten! 18. Von der Mannesehre. 19. Von den Frauentugenden. 20. Von der Freundschaft. 21. Zwei weben an einem Teppich. 22. Der Tod als Freund.

Als die bedeutendsten dürften Nr. 1, 2, 4, 7, 8, 9, 10, 14, 16, 18 zu bezeichnen sein.

Direktor Dr. Karl Loeschhorn

SAPPER, KARL: Der Werdegang des Protestantismus in vier Jahrhunderten. München: Beck 1917.

Neben den zahlreichen Lutherschriften, die das Jahr der Reformationsfeier auf den Büchermarkt bringt, versucht Sapper den Entwicklungsgang des Protestantismus zu schildern, eine Rechenschaftsablage über das, was aus Luthers Anstoß und Werk im Laufe der Zeiten geworden ist und vielleicht noch werden soll. So stellt er neben der Charakteristik der führenden Persönlichkeiten das Wesen der einzelnen Kirchen und Gruppen dar vom Luthertum, Calvinismus und Täuferium bis zum „Neuprotestantismus“, dem er schon früher ein Werk gewidmet hat, und den er nun hier im Pietismus, im Rationalismus und im Protestantismus des 19. Jahrhunderts bis herab auf Troeltsch, Eucken, Joh. Müller, Jatho und die moderne positive Theologie verfolgt. Indem er die Linie zieht, die aus den alten Anschauungen in die neuen hinüberführt, wird er auch den religiösen Richtungen gerecht, die lange verkannt seit dem 16. Jahrhundert im Geiste des Comenius an der Entstehung der modernen religiösen Weltbetrachtung Anteil und in der „neuprotestantischen Frömmigkeit“ einen ihnen verwandten Ausdruck gefunden haben. Sappers Darstellung wird vor allem dazu helfen, die laienhafte Meinung zu zerstören, als ob der Protestantismus nur in den offiziellen Kirchen der Reformation zu finden und nicht vielmehr ein sich entwickelnder und verändernder Organismus sei, und als ob er seine Gestalt nur in der Lehre und nicht in besonders gestimmter Frömmigkeit, in seiner Einwirkung auf Kultur und soziales Leben zu finden habe. — Der theologisch interessierte Laie wird aus Sappers Buch vielfache Belehrung und Wegweisung entnehmen können. Die Darstellung ist fern von aller Übertreibung, nüchtern, sachlich, überaus klar und überzeugend.

R. Kayser

Empfehlenswerte Erziehungsheime Pensionate/Heilstätten/Kinderheime

Realanstalt am Donnersberg bei Marnheim in der Pfalz.

Schulstiftung vom Jahre 1867, für religiös-sittliche und vaterländisch-deutsche Erziehung und Bildung. Eintritt in die Realschule und in das Jugendheim vom 9. Lebensjahre an für Schüler mit guten Betragensnoten, welche zu einer gründlichen Realschulbildung befähigt sind. 18 Lehrer und Erzieher. Körperpflege: Heizbares Schwimmbad, Luft- und Sonnenbad, große Spielplätze. Vorbereitung zu den praktischen Berufsweigen und zum Eintritt in die VII. Klasse (Obersekunda) einer Oberrealschule und damit zu allen staatlichen Berufsarten. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechtigen zugleich zum einjährig-freiwilligen Dienst. Pensions- und Schulgeld 750-900 M im Jahr. Näheres im Jahresbericht und Prospekt durch die Direktion: Prof. Dr. E. Göbel. Dr. G. Göbel.

Jugendheim Charlottenburg, Goethestr. 22

Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule
Sozialpädagogisches Seminar

Ausbildung von Hortnerinnen (ev. staatl. Prüfung)
Hortleiterinnen, Schulpfegerinnen und Jugend-
pflegerinnen.

Einzelkurse in Säuglingspflege, Kochen, Handfertigkeiten. Pension im Hause.
Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein Anna von Gierke, Charlottenburg, Goethestr. 22.

Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rhein.

Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einfährigen-Berechtigung).
400 Schüler, davon 300 im Internat. Diese wohnen zu je 10-18 in 20 Villen in d. Obhut d. Familien, ihrer Lehrer und Erzieher. Dadurch wirkl. Familienleben, persönl. Behandlung, mütterl. Fürsorge, auch Anleitung bei den häusl. Arbeiten. 70 Lehrer und Erzieher, kl. Klassen. Luftbad, Spielen, Wandern, Rudern, vernünftige Ernährung. — **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut. Zweiganstalt in Herchen (Sieg) in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft.
Näheres durch den Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Nordsee-Pädagogium Südstrand-Föhr

für Knaben und Mädchen. Vorschule. Realschule (Einj.-Ber.)
Gymnasium. Realgymnasium. Kleine Klassen. Erziehung in
Familiengruppen. Stärkendes Klima. Aerztliche Fürsorge.

Jugendheim für Kinder ohne Schule (Privatstd.)
San.-Rat Dr. Gmelin.

Im Verlage von Eugen Diederichs, Jena
erschien die Veröffentlichung der Comenius-Gesellschaft:

Ferdinand Jakob Schmidt:

Das Problem der nationalen Einheitsschule

Einzelheft M 0,80 :: Größere Bestellungen nach Verabredung

! Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eugen Diederichs Verlag, Jena

Vor kurzem erschien:

Ernst Joël: Die Jugend vor der sozialen Frage

Preis M 0,50

Blätter für soziale Arbeit: „Die kleine Broschüre von Ernst Joël erscheint wie wenig andere geeignet, das innere Verhältnis der den geistigen Grundlagen unserer Arbeit noch fern stehenden Jugend zur sozialen Arbeit zu vertiefen.“

Siedlungsheim Charlottenburg

Das Heim ist Mittelpunkt für Studenten und Studentinnen, die im Arbeiterviertel Charlottenburgs in der Nachbarschaft soziale Arbeit tun. (Volksbildung, Jugenderziehung, persönliche Fürsorge.)

Mitarbeit und Beitritt zum Verein Siedlungsheim (Jahresbeitrag M 6) dringend erwünscht.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die Leiterin Frä. Wally Mewius, Charlottenburg,
Sophie-Charlotte-Straße 80 I

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Ehrenvorsitzender:

Heinrich, Prinz zu Schönau-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz

Vorsitzender:

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt,

Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Kgl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Wolfstieg, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. Appeldoorn, Emden. Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. Dietrich Bischoff, Leipzig. Oberlehrer und Dozent Dr. Buchenau, Charlottenburg. Geheimrat Prof. Dr. E. Eucken, Jena. Stadtbibliothekar Prof. Dr. Fritz, Charlottenburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Dziobek, Charlottenburg. Direktor Dr. E. Goebel, Marnheim i. d. Pfalz. Professor G. Hamdorff, Görlitz. Dr. Arthur Liebert, Berlin. Professor Dr. Nebe, Direktor des Joachimsthalischen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. Reber, Erlangen. Stadtschulrat Dr. Reimann, Berlin. Staatsrat, Ministerialdirektor a. D. Dr. E. v. Sallwürk, Karlsruhe. Generalleutnant z. D. von Schubert, M. d. Abg.-H., Berlin. Verlagsbuchhändler Alfred Unger, Berlin. Schulrat Waeber, Berlin-Schmargendorf. Professor Dr. W. Wetekamp, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg.

Stellvertretende Mitglieder:

Geh. Baurat Brettmann, Berlin-Frohnau. Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. Gustav Diercks, Berlin-Steglitz. Dr. Jan van Delden, Gronau i. W. Professor Dr. Elekhoff, Remscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. Erlennmeyer, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. Hanisch, Charlottenburg. Prof. Dr. Rudolf Kayser, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. Kekule von Stradoutz, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. Kühne, Berlin-Charlottenburg. Chefredakteur von Kupffer, Berlin. Direktor Dr. Loeschhorn, Hettstedt a. H. Professor Dr. Möller, Berlin-Karlshorst. Dr. Mosapp, Schulrat, Stuttgart. D. Dr. Josef Müller, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. Otto Neumann, Elberfeld. Prediger Pfundheller, Berlin. Anton Sandhagen, Frankfurt a. M. Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Bürgerschul-Direktor Slamenik, Prerau (Mähren). Professor Dr. Szymank, Posen. Dr. Fr. Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die Stifter (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die Teilnehmer (6 M) erhalten nur die Monatshefte für Kultur und Geistesleben.
3. Die Abteilungs-Mitglieder (4 M) erhalten nur die Monatshefte für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.

Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.